

nacher
m. b. H.
Briketts
L. 4584
anthracit
Briquets
Briketts

Altbier
0,15
Gatzweiler



Ankauf von allem
Gold und
Silber
zu höchsten Preisen
J. P. Plüden.

Jäger
Kaufen laufend
des Quantum
Hafen, Kantine,
Küche etc.
Kl. 2463

Die Bohnen
zu kaufen gesucht.
Preis m. Mengen-
angabe an
Nordhäuser Wä-
men u. Samen-
hdl. K. H. H. 66
Tel. 3579.

Stroh hat zu ver-
kaufen. Wer, sagt
die Exped.

1/2 Morgen
guter Acker
zu verkaufen.
Geht. T. 11. 11. 11.
Exped.

Schreibtiſch
gut erhalten, und
Kobengeldſche
zu kaufen ge-
sucht. Offerten u. 2 61
an die Exped.

Spitz
entlaufen.
Kammer & Weber,
Friedrichstr. 28

Schäferhund
auf den Namen
Wolf hörend, ent-
laufen. Geg. Be-
lohnung abzu-
geben.
Kornstr. 18.

ichgültig

ich oben steigt.
Kaufbedürf-
nisse Stege-
dem Geschäft
jedoch setzen
ern will, muß
werbung an-
schste Kurve
tsten Werbe-
zeigenklame

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 52 — Sonntag, 29. Dezember 1935

Ausblick

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, wilde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seite.

Und wo eine Träne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schon gemischt, noch eh wir's bitten,
Ist für Throne und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonne wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt auf rechter Waage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Mut für seine Leiden
In die neuen Tage.

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüte
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleit!

Johann Peter Hebel.

Stunde der Besinnung

Von Alfred Karrasch.

Die Sterne, nach denen wir Menschen die Zeit messen, zeigen es wieder an. Nun ist es wieder einmal so weit — Stunde zwischen Menschenjahr und Menschenjahr, und wo wir auch sein mögen, etwas rührt uns jetzt an, etwas ruft uns, mahnt uns. Ernst und langsam und doch unablässig und unaufhaltsam geht geheimnisvoll der silberne schimmernde Zeiger. Nun ist die letzte Stunde des Jahres, und Brücken spannen sich zurück ins Vergangene, wir selbst sehen uns, schon im Schatten, der niedersinkt, auf ihnen schreiten. Sie steigen die Zukunft an, und wir bemühen uns, uns selbst auf ihnen zu erkennen. Aber da ist alles verhüllt, wie in Nebel und Dampf. Wir versuchen, dahinter zu sehen, zu raten, zu ahnen. Wir sind Menschen, dieser Blick ist uns versagt, aus — Gnade versagt! So sind da immer nur die steigenden, fallenden Schwaden und Nebel...

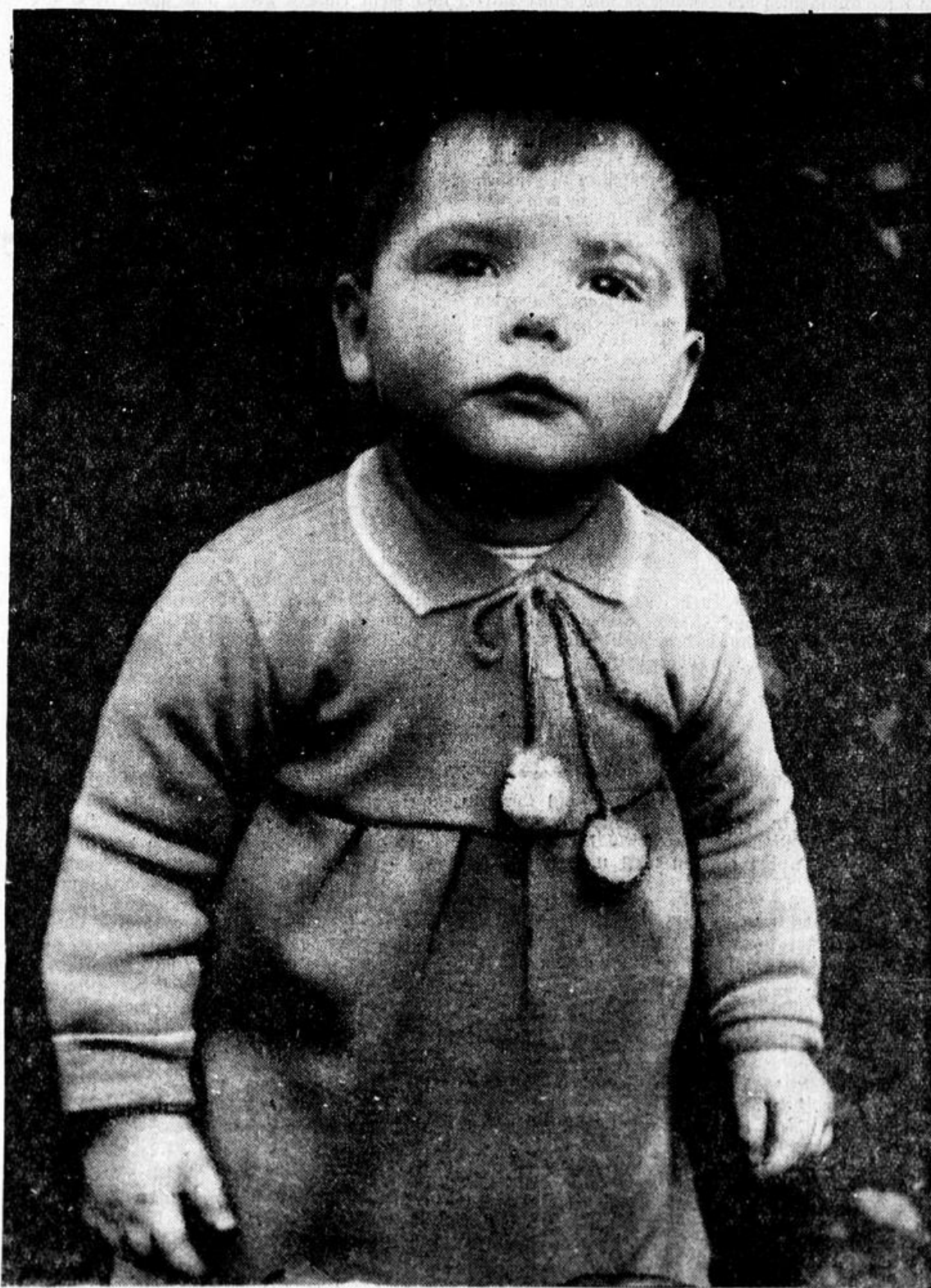
Ja, wir mögen sein, wo wir wollen — wenn wir nicht gerade diese Stunde in überframpfiger Lust zu vergeuden wünschen —, selbst wenn wir in fröhlichem Kreise der Silvesternacht sind, wir verspüren sie. Plötzlich sagt jemand, und sein Lächeln ist anders geworden: „Nun ist es schon elf Uhr. Nur noch eine Stunde...!“

Jetzt ist es so weit. Wir hören den Zeiger gehen und das große, leise rauschende Uhrwerk. Ein neuer Gast steht plötzlich neben uns, sieht uns an, und wir sehen nur mit halbem, unsicherem Blick zu ihm auf, fragend in sein Gesicht, das wir nicht erkennen können. Ist es ernst? Ist es gütig? Da, man spürt ihn, er ist gekommen. Er ist unter uns, der Bote der Ewigkeit.

Wir lachen vielleicht weiter und erzählen uns weiter, und das ist wie ein falsches Brüten mit Kraft, daß wir von dem Boten keine Notiz nehmen. Aber wir nehmen Notiz, und unsere Gedanken wandern. Da ist das Tal, das vergangene Jahr... War es gut? Einzelne Bilder stehen auf, gute und schöne, erfüllt mit Lebenslust und Lebensglanz, mit Sommer und Sonne. Was war noch? Vieles, Schönes hast du von Menschen und Kameraden erlebt und Häßliches. Aber wir warst du selbst? Manche Stunde war nicht so klar, daß du auf sie mit Zufriedenheit weisen könntest, du mußt noch weiterbauen an dir. Manche Stunde ist vertan, und jetzt spürst du, jetzt mit einemmal, in dieser Stunde, daß kein Mensch so reich ist, Stunden seines Lebens vertun zu können. Nun, aber manche Stunde ist auch genützt worden und manches ist vorwärtsgebracht. Sorgen sind umsonst gewesen. Das Geschick war gütig, und alles in allem — und du verspürst Dankbarkeit — war es doch wieder ein gesegnetes Jahr...

Die Stunde der Besinnung packt stärker und stärker nach uns. Der fröhliche Lärm ist gedämpfter geworden. Nun sind die letzten Minuten der Stunde, nun hört er ganz auf.

Überall um uns sind Stadt und Land, mit Lichtern besteckt, aber doch ungewiß im Dunkel, wie das, was vor uns liegt. Kommt, Frauen, Jungens, Freunde, alles, was gute Nachbarschaft, was gute Kameradschaft ist, wir wollen in dieser Stunde,



Was bringt wohl das neue Jahr?

Foto: 16 10.

in diesen letzten Minuten der Stunde zusammenstehen, wieder und besonders zusammenstehen. Wir wollen angesichts des neuen Jahres erkennen, daß wir zusammenstehen müssen. Dann aber wollen wir, ob mit feierlicher Rede oder nur in unseren Gedanken, dies neue Jahr schon begrüßen. Wir danken dem alten Jahr mit allem, was es für uns spann und ersann. Nun aber kommt gleich das neue, wir wollen ihm schon unsere Wünsche bringen.

Unseren vornehmsten Wunsch gleich im Anfang: Gott behüte im neuen Jahr unser Vaterland! Er behüte unser deutsches Land, alles, alles, was Heimat ist! Er behüte diese Stadt mit ihrem lauten, donnernden Ruf, er behüte die weiten, stillen Aecker des Landes, Städte und Wald und Dörfer und Düne und Meer! Das neue Jahr sei wieder gut mit dem Volke, das in diesem Lande wohnt, mit den Ernsten und mit dem lachenden Jungvolk. Sei gut, neues Jahr, mit allem, was Arbeit tut, mit den Männern der Fabrik und dem Fischer, der im Sturm seine Segel stellt! Sei gut für Gelehrte und Künstler und Soldaten und Bauern und für jeden, der als ein Ehrlicher die deutsche Sprache spricht.

Dann aber noch zu uns selbst, neues Jahr, zu unserem kleinen und engen eigenen Lebenskreis. Sei gut, neues Jahr, auch zu ihm und uns! Trage uns behutsam und stark, wie du uns getragen hast, daß wir alle an deinem Ende, wir alle danken dürfen, daß keiner in unserer Reihe fehlt... Und jeder von uns ver-

suche, ein Vorbild zu sein, auch im Bitter, im Vorwärtskommen, aber vor allem in Kameradschaft und Güte. Jeder arbeite an den anderen und dabei unentwegt an sich selbst, immer für eine — nennen wir es Heimat oder Vaterland...!

Da, jetzt ist die letzte Minute, jetzt sind die letzten Sekunden gekommen. Sie winken drüben, und wollen zurückwinken. Ja, diese Stunde der Besinnung ist auch die Stunde der großen Bruderschaft. Jetzt — und glückliches und gesegnetes neues Jahr! Aus dem Stundenglas der Ewigkeit ist ein Sandkorn gefallen.

Es blüht von den Türmen der Kirchen. Der letzte Stunden-schlag, der zwölfte, ist nun verhallt. Er schwebt noch über die Dächer, dann ist er ganz vergangen.

So, und nun kommt vom Fenster zurück. Nun wollen wir dem neuen Jahr noch mit einer Stunde begegnen.

Wie froh und stark wir uns fühlen! Auf die Stunde, die vergangen ist, ist diese neue Stunde der Zuversicht und Hoffnung gefolgt.

Wo ist — jener Bote...?

Wie er gekommen war, so still ist er wieder von uns ge-gangen. Denn wir sind Menschen! Wir schauen vielleicht noch wie versonnen hinter ihm her, dann aber richten wir wieder unsere Blicke geradeaus, um in den nächsten Tag, um in das neue Land zu marschieren...!

Von Indin erzählt...

„Großes Pferd“ war der Beiname des jungen chinesischen Generals Ma Chung-yin, in dessen Hände der berühmte schwedische Forscher auf seiner letzten Expedition fiel. Ma war von bewundernswürdiger persönlicher Tapferkeit, aber leider auch unerbötig grausam. Bei der Erstürmung von Städten pflegte er die erste auf der Stadtmauer zu sein, ließ aber zuweilen die ganze Bevölkerung niedermachen, wenn sie sich nicht rechtzeitig ergeben hatte. Man könnte Ma als den Napoleon von Sibirien bezeichnen; auch er wollte — im Bündnis mit Deutschland, Rußland und der Türkei — die ganze Welt erobern, hatte anfänglich große Erfolge und wurde schließlich vom Geschick ereilt. Zu seiner Flucht erzwang er sich von Sven Hedin die Kraftwagen der Expedition, nachdem er dem Forscher und seine Kameraden bereits hatte an die Wand stellen und mit Erschießen bedrohen lassen. In seinem neuen Buch „Die Flucht des großen Pferdes“ (mit 117 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und seiner Mitarbeiter sowie einer vierfarbigen Routenkarte), dessen Erscheinen der Forscher in seinen Vorträgen schon selbst angekündigt hat, schildert Sven Hedin, wie es ihm und seinen Gefährten als „Gästen“ des Großen Herodes und, nach dessen Begriffe von der Kampfbühne, als Spionageverdächtigen ergangen ist, denen nun auch die Feinde Ma nach dem Leben trachteten. Das Werk gibt ein erschütterndes Bild von innerasiatischer Kriegsführung und von Abenteuern, die mutige, aber friedliebende Forscher inmitten dieses Grabsfeldes zu bestehen hatten. Wir entnehmen dem Buch den Abschnitt, in dem Sven Hedin erzählt, in welcher „liebenswürdigsten“ Weise der „Verleier“ der Expeditionskraftswagen vereinbart wurde.

Zehn Minuten später kam Jew und meldete, zwei Soldaten seien da, ich würde an Telephon beim Kommandanten gerufen, da eine wichtige Botschaft für mich aus Khara-Schar eingegangen sei. Es wurden Bedenken geäußert, es könne eine List sein. Ich nahm Jew und Georg als Dolmetscher mit und Esse als Führer für die Vimoufine. In dieser lagen in einer Handtasche meine Tagebücher, Handschriften und Karten sowie im Rückstich mein prachtvoller Reißerfischer. Wir stiegen ein. Die beiden Soldaten stellten sich auf die Trittbretter und zeigten Esse den Weg — keineswegs zum Namen des Kommandanten und zu seinem Telephon, sondern nach dem Quartier von Chang und seinen Leuten, wo wir gestern Abend gegessen hatten.

Wir wurden frühzeitig über den Hof geführt, nach dem Zimmer mit dem einsamen Stearinlicht, und abeten, am Tisch Platz zu nehmen. Tee, Zucker und Zigaretten wurden vorgesetzt. Schon in der Tür stand ein halbes Dutzend Soldaten mit Gewehren und Pistolen; im Zimmer waren ebenso viel und aus dem Hof, der nur durch den Rücksicht aus dem Fenster erleuchtet wurde, zwanzig oder dreißig Mann versammelt, alle bewaffnet.

Jetzt wiederholte Chang seine Forderung. Telephonischer Bescheid wäre von Ma Chung-hin aus Dawancheng gekommen und auch ein schriftlicher Befehl wäre mit Kurieren nach Khara-schar geschickt worden. Dieser Befehl sei eindeutig. Er müßte heute abend ein Lastauto haben.

In bestimmter Form und mit Betonung jedes Wortes antwortete ich: „Wir stehen im Dienst der Zentralregierung. Ich bin dafür verantwortlich, daß der Befehl der Regierung ausgeführt wird. Die Autos gehören nicht uns, und keins darf verliehen werden.“

„Die militärischen Angelegenheiten gehen allem andern vor“, rief Chang. „Nichts darf sie aufhalten. In einem Krieg in Sinkiang bedeutet Nanjing nichts. Uebrigens stehen auch wir unter Nanjing, und es dürfte sowohl in eurem wie in Nanjings Interesse sein, wenn ihr uns helft.“

„In unseren Anweisungen ist ausdrücklich vorgeschrieben, daß wir in Sinsiangs inneren Streitigkeiten nicht Partei ergreifen dürfen. Ich weigere mich daher, ein Auto auszuliefern.“

„Es spielt keine Rolle, was ihr beschließt und ob ihr euch weigert. Dem Befehl, den ich von Ma Chung-hin erhalten habe, ist zu gehorchen. Noch heute Abend hat eins von euren Autos an meiner Tür zu stehen!“

„Du hochhaltende Zeit erhob mich brüst und sing ohne Abschiedsgruß hinaus. Georg und New folgten mir. Mit der Taschenlampe beleuchtete ich den Weg. Ich kam auf die Straße hinaus, wo Gefe in der Limousine wartete, öffnete die Tür und nahm meinen Platz auf dem Rücksitz ein. New hatte den Fuß auf dem Trittbrett und die Hand am Türgriff, bereit einzusteigen. Da warfen sich drei Soldaten von rechtswärts über ihn und rissen ihn mit Gewalt herunter. Er drückte sich um und erhob den Arm, um zuzuschlagen. Da rief ich: „Sei ruhig, folge ihnen!“

In demselben Augenblick sprang ich aus dem Auto. Ein paar Soldaten packten mit eisernen Griffen News Arme, zurück. Ich war kaum aus dem Auto, als ich von anderen Soldaten umringt wurde, die meine Sandgelenke ergrieffen und mich auf denselben Weg vorwärts stießen. Effe war auch herausgebrungen, hatte die Tür zugeschlossen und wurde in gleicher Weise wie wir behandelt. Wie Vieh wurden wir in den Hof getrieben, wo Georg bereits gebunden stand. Hier wurden wir drei Schweden und Jew von etwa vierzig Soldaten und Offizieren umringt. Unter diesen erkannte ich die Gsörke aus Aurlan wieder und den Adjutanten des Kommandanten von Korla. Wahrscheinlich war der Kommandant der sich angeblich in Akhar-Char befand, selbst auch da. Mit starren Zügen und grau im Gesicht führte Chana das Kommando in knappen, harten Worten. Er sagte nicht viel. Jeber Soldat kannte seine Rolle, die er viele Male vorher geübt hatte und die so vielen unschuldigen Menschen das Leben gekostet hatte.

Jeder von uns war von einem halben Duzend Soldaten umringt. Sie hatten es eilig. Alles spielte sich in einigen Sekunden ab. Wenn es sich ums Erschießen handelt, hat es keinen Zweck zu zaudern. Je schneller, desto besser, dann ist es vorüber.

Seine schneidige Faust entwand meiner Hand die Taschenlampe. Mit einem gewaltsamen Ruck riss einer der Gefellen die Knöpfe meiner Jacke auf, zog sie mit aus, während ein anderer mir das Gesicht aus dem Hofenbündel riss, um es mir über den Kopf zu ziehen. Ein teuflischer Räuber hielt die ganze Zeit die Mündung seiner Pistole mitten auf mein Herz gerichtet. Starke Hände ergreifen mich bei den Handgelenken und fesseln mir die Hände auf dem Rücken. Now, Georg und Esse standen bereits da mit nadtem Oberkörper, die

hände wie in einem Schraubstock auf dem Rücken gebunden. Jeder hatte eine oder mehrere Pistolen einen Roll vom Herzen. Die Büttel hielten den Finger am Drücker. Wenn einer von ihnen auf dem dunklen, unebenen Hof gestolpert wäre, wäre ein Schuß losgegangen, und das Zeichen wäre gegeben gewesen. Jetzt rasselten die Gewehre, die zum Schuß fertig gemacht wurden. Die Soldaten stellten sich uns gegenüber auf. Die Mündungen der Gewehre waren auf uns gerichtet. Das einzige, was noch fehlte, war: „Legt an! Feuer!“

In einem Augenblick wurde mir die Lage in ihrer ganzen Tragweite klar. In einer Sekunde flog mein Leben an mir vorbei, die liebe Heimat im Norden, die jungen Menschen, für deren Leben ich die Verantwortung trug, die Expedition, für die ich der Zentralregierung Rechenschaft abzulegen hatte. In einer halben Minute fand wir erschossen! Jesus im Himmel, das d a f nicht geschehen, das Leben meiner drei Kameraden und mein eigenes Leben sind mehr wert als ein Lastauto. Wilschdinn rief ich Georg zu: „Wir werden erschossen! Verspricht ihnen ein Auto für heute abend!“

„Einen Kopf größer als alle die andern, übersetzte Georg ruhig und abgemessenem Ton meine Worte. Chang erstellte ein Kommando. Die psychologische Wendung trat ein. Gespannte Muskeln erschlafften, die Gewärsche nahmen eine mehr vertikale Stellung ein. Ein neues Kommandowort: „Führt den alten Mann hinein, haltet die jungen fest!“

Der Soldat, der die erste Schlinge um meine Handgelenke

Die fünfzehn Joll

Don Colin R o b

Fast allgemein ist die Meinung verbreitet, daß das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika unvergleichlich wohlhabender und „besser dran“ sei als das deutsche Volk. Der „reiche Onkel aus Amerika“ spukt noch in vielen Gehirnen, und Wunderbarkeiten werden erzählt von Reuten, die nach Amerika ausführen und nach zwei oder drei Jahren als Millionäre heimkehren. Das ist es heute aufschlußreich, was uns ein so vorurteilsvoller Vergleich verrät. Er zeigt uns die heutigen Verhältnisse in U.S.A. erzählt. In seinem neuen Buch „Amerikas Schicksalsstunde. Die Vereinigten Staaten zwischen Demokratie und Diktatur“ zieht er den Schleier von der Maske der Wohlhabenheit Amerikas. Wir bringen aus dem Buch einen Abschnitt zum Abdruck.

Tief unten lag Trinity Church, die Kirche des Dreieinigen Gottes, wie verfunken in dem bodenlosen Schlund zwischen den Wolkenkratzern. Die Aufzüge in den Geschäftshäusern stützten in ihren Schächten herunter, paßierten die Kirchturnspitze, die einst hoch über alle Dächer der Stadt am Audion ragte, hielten und spien ihren Inhalt auf den Broadway. Der „Breite Weiße Weg“, der weiter oben um den Times Square herum, wo er in einer wahren Schlucht ertrinkt, seinen Namen zu Recht trägt, ist hier unten eine enge, finstere Schlucht. Die aus den Büros und Geschäften strömende Masse fällt sie in ihrer ganzen Breite, nach der nächsten Station der Untergrundbahn hastend, die sie nach einem Tage rastloser Arbeit heim oder zu den lockenden Richtern des Breiten Weißen Weges tragen soll.

Am Weg lag die Kirche. An dem alten, schmiedeeisernen Sitter hing ein Schild, das zum Abendgottesdienst einlud. In seiner phlegmatischen Eingebung folgend, lenkte ich meine Schritte zum Tor, aber der Druck der vorwärtsdrängenden Menschenmasse war so stark, daß er mich zunächst daran vorbeitrag, wie die Strömung den Schwimmer fortreißt.

Als ich mir den Weg zurückerkämpfte und das Kirchentor öffnete, rauchte mir aus blendender Helle die Drael entgegen. Aber verwirrt stand ich einen Augenblick auf der Schwelle, nicht wissend, ob ich weiterstreiten oder umkehren sollte — die Kirche stand leer. Strahlende Kerzen umflimmerten den

Reis, Orakel und endlose Kniebeuge

Wie Südseeinsulaner Hochzeit feiern

Wenn auf den Karolinen-Inseln in der Südsee ein Jüngling Heiratsgefühle verspürt, so führt er das Mädchen seiner Wahl in sein Heim, wo sie von der zukünftigen Schwiegermutter in Empfang genommen wird. Zum Zeichen ihres mütterlichen Einverständnisses reibt sie den Rücken der jungen Braut mit Kokosöl ein und schmückt ihren Kopf mit einem Blumenkranz.

Wedeutend punktvoller geht es bei einem Hochzeitsfest auf den Fidichinien her, besonders wenn es sich um eine wählungsbedeutend handelt. Genau ihrem Ranga und ihrer Stellung entsprechend, haben sich alle beteiligten Personen mit Hundstuden in verschiedenen zahlreichen Schichten umwickelt. Langsam hält man Gelage und tanzt. Eine Unzahl folkbare Gesänge werden dem jungen Paar gemacht, aber alles wird wieder zurückgegeben oder in Gegenstände von höherem Werte umgetauscht werden. Ihren Eintritt in das äußere Leben befindet die junge Frau damit, daß sie mit ihrem auserwählten Lebensgefährten fischen geht.

Eine seltsame Art des Heiratsantrages kennt man in Neu-Guinea: Mit einem flach geschnittenen Stück Holz schlägt jeder junge Mann das Mädchen, das er heiraten möchte, auf die Wangen. Bei der allgemeinen Hochzeitseier ist es üblich, daß sämtliche Beteiligten sich an der Stirn blutig rügen, um zu zeigen, daß die jungen Leute nun zueinander gehören. Am nächsten Tage Neu-Guineas umzingelt am Hochzeitstage eine Anzahl Freunde des Bräutigams das elterliche Haus des Mädchens und nimmt von ihm durch einen Scheinbräutigam Anstich unter viel Lärm und Loben Besitz. Das Mädchen entnommen wird aber verkauft und wieder eingeliefert, obgleich es sich gegen seine Heirat mit Händen füßen wehrt.

Man gegen seine Feinde mit Händen, Füßen verteidigt. Nun Jaba dagegen erscheint der Bräutigam mit seinen Reitzeugen und einer Anzahl Krieger im Vort vor dem Saufe der Braut, auch wenn diese nur wenige Schritte von seinem eigenen Heim entfernt wohnt. Die Gesellschaft des Bräutigams bringt zahlreiche Geschenke herbei, die vor der Thür des Hauses aufgebaut werden. Nun verläßt der Bräutigam die Thür gewaltsam zu öffnen. Gelinaß es ihm endlich, in die Kammer der Braut einzudringen, dann ist diese meist schon ein anderes Zimmer entdeckt. Wenn er nun ihre Thür verließ, so seht er sich gemüthlich ins Zimmer und taucht.

gelegt hatte, ließ den Strick fallen und meine Hände los. Zwei Soldaten pufften mich in die Stube und zogen einen Stuhl an den Tisch mit dem Stearinlicht heran, an dem ich Platz nahm. Ich wollte mir eine Zigarette anzünden. Das Tisch fehlte ebenso wie andere Dinge, die ich in den Taschen gehabt hatte. Selbstamerweise war die Uhr da. Die anderen hatten ihre eingebüßt.

Nun folgten Minuten, lang wie Ewigkeiten.
„Kommen die anderen nicht?“ fragte ich die Wächter, die mich gleich Wölfen bewachten. „Sie kommen!“ lautete die Antwort.

Aber sie kamen nicht. Ich saß in fürchterlicher Spannung und erwartete jeden Augenblick die drei Salven zu hören, die mir den Tod meiner Freunde verkündeten.

„Kommen Sie nicht bald?“
 „Sie kommen!“ Aber sie kamen nicht. Von Unruhe gepeinigt, erhob ich mich rasch, um auf den Hof hinauszueilten und zu sehen, was geschehen war oder gesah. Die beiden Soldaten stellten sich mir in den Weg wie eine Mauer von Eisen und zeigten auf den Stuhl. Es war 4 1/2 Uhr. Das Ganze war in einigen Minuten vor sich gegangen. Außerlich blieb ich ruhig, aber mein Inneres kochte vor Unruhe. Im nächsten Augenblick wurde Jev mit einem gewaltigen Stoß in die Stube befördert und rief:

„Ihre Ultimatum ist: ja oder nein wegen des Autos.“
„Antworten Sie, daß das Auto heute abend hier sein wird unter der Bedingung, daß Ihre, Georgs und Effes Kesseln gelöst werden, und daß die beiden Schweden hierher gebracht werden.“

Ein paar Recke lösten den Strick um News Handgelenke. Er machte einige Armbewegung und sagte: „Sie haben den Strick mit aller Kraft angezogen, meine Handgelenke schmerzen und ich habe das Gefühl, in den Gelenken brennen.“

Zu gleichen Augenblick wurden Georg und Effe herein-
geführt, und Chang gab Befehl, ihre Fesseln zu lösen.

goldglänzenden Altar. Davor stand der Priester im reichge-
stifteten Chorbemd der anglikanischen Geistlichen. Aber auf
den Bänken vor ihm saß kein Mensch.

Wie die Orgel verstumte und der Pfarrer die Stimme erhob zum Wegschlagen der Sitanei, erschrak ich; denn wo war die Gemeinde, die sich mit ihrem Sitten in dem großen Hofschlag vereinen sollte? Aber eine Stimme aus der Tiefe des Kirchenschiffs antwortete der vor dem Altar. Das Wort der Schrift fuhr mir durch den Sinn: Wenn Menschen schweigen, werden die Steine schreien! Allein es war nur eine Frauenstimme, wie ich, mich undrehend, erkannte! Auf der hinteren Bank sah eine Dame im Pels. Sie und der Pfarrer sangen die Sitanei. Der Gottesdienst ging zu Ende mit Gebet, Gesang und Predigt, als sei die ganze Kirche voll frommer Beter.

In später Abendstunde trug mich einer der Geyßzüge, die ununterbrochen Tag und Nacht die Eingeweide der Millionenstadt durchzogen, an den Harlem-Fluß, an das Ende der Insel Manhattan, die einst ein Deutscher in holländischen Diensten von den Indianern erkand. Hier waren die frostalten Straßen leer, aber in den Kellerlokalen, die mit roten Lampen leuchteten, stauten sich die Menschen. Schwarz und Weiß sah da eng gedrängt im schwülen Dämmern der verhängten Vorhürnen, hob sich Leib an Leib gepreßt auf dem überfüllten Tanzboden. Die Jazzpfeife gellte, die farbigen Tänzer freischien, und zwischen die Negler und Mulatten mischten sich die Weißen, bemüht, es an wilden Verrenkungen und schamlosen Zündungen den Schwarzen gleichzutun, bestrebt nachzuleben, wenn diese ihnen anerkennend zuriefen.

Auf dem gleichen Boden vertieft es einst gegen die gute Gütte, eine Frau in der Oeffentlichkeit zu fassen, selbst wenn es die eigene war, einst, als das Vermächtnis der Pilgerhüter noch lebendig war, die eine „Neue Welt des Heiligen Verdrach“ aufbauen wollten, einst, als die Kirche des Dreieinigen Gottes noch nicht im Abgrund zwischen den Thürmen des Heides versunken war.

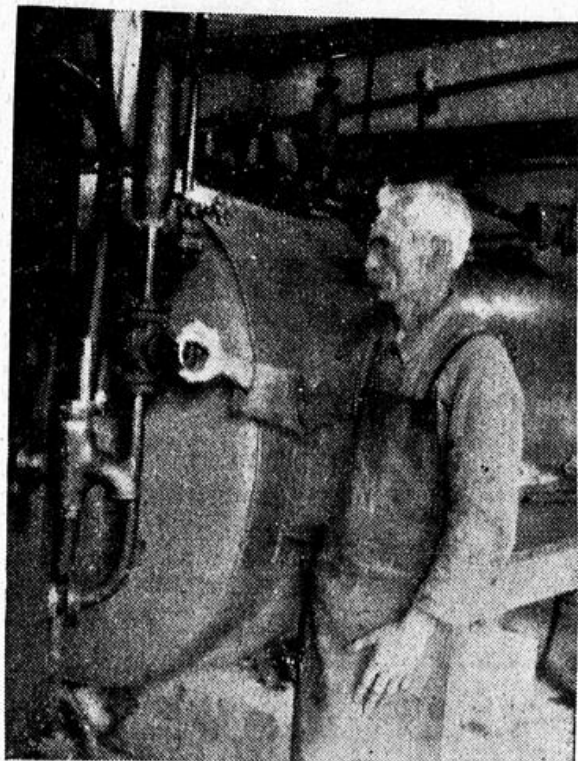
hald darauf erscheint das inzwischen nachgiebig gewordene Mädchen mit ihren Freunden. Hat der junge Heiratskandidat seine zukünftige Ehefrau deutlich genug mit „Verachtung“ bestraft, so beweisen sie sich gegenseitig mit Sächchen, die mit Kaffee gefüllt sind. Als einen Beweis ihrer Unterordnung wäscht die Braut dem Bräutigam die Hände. Jetzt ist der Zeitpunkt für die Festsetzung der Mitgift gekommen. Dabei der Preis für die Braut meist in Zeilahlungen festgesetzt wird. Darauf besprengt der heidnische Priester alle Anwesenden mit dem Blute eines Opferdewineß, und das Festessen nun beginnen.

Bei den Negritos auf den Philippinen füttern sich Mann und Frau im Kreise ihrer Verwandten aus einer Schüssel mit Reis. Als ein Zeichen der Gemeinsamkeit ihres künftigen Tuns verrichten sie darauf irgend eine gemeinsame Dienstleistung.

Die Tinquianen glauben aus einem Orakelspfil mit ner Handvoll Reis das Glück der Ehe vorausbestimmen zu können. Der Jüngling wirft eine aus Körnern geformte Kugel in die Luft; bleibt sie heil, so gilt dies als ein gutes Vorzeichen, bricht sie jedoch oder kommt sie auf dem Boden ins Rollen, so wird die eheliche Gemeinschaft nicht glücklich sein. Am prunkvollsten jedoch wird das Fest der Vermählung ist der malaischen Halbinsel gefeiert. Nicht weniger als sieben Tage und sieben Nächte währt hier ein richtiges Hochzeitsfest. Für einen Tag wird das Brautpaar vom Rang eines Königs, und einer Königin, denen alle Anwesenden angetan sind, erhoben. Eigenartig sind auch die Empfangsfeierlichkeiten im Hause der Braut: Die beiden jungen Leute sitzen ganz langsam ohne Unterbrechung ihre Anie bezeugen, eßen langsam müssen sie sich wieder erheben, bis sie wieder absteigen können. Dieser Vorgang wiederholt sich so oft, bis sich beide genau zu dem gleichen Zeitpunkt niederlassen. Der Bräutigam verhielt hierbei, sich auf einen Teil des Brautvermögens zu legen; dadurch sichert er sich die Vorrücktheit im Hause. Den Abschluß der Feier bildet für alle Beteiligten eine fröhliche kleine Zucht: die ganze Gesellschaft wird von der sinnlichen Jugend mittels Bambusspielen durchzogen. Auch ein Föder einfließen scheint also das Verständnis für eine zuchtfröhliche Stimmung nicht abzugeben!



So ein Schnäpschen, zur richtigen Zeit genossen, ist die reine Medizin, und da diese Erkenntnis sich besonders im Winter ziemlich verbreitet hat, so ist in dieser Zeit natürlich in den Brennereien Hochbetrieb, um das ausreichende Quantum dieses „Medikaments“ bereitzustellen. Und die „Medizinmänner“



Der Meister am Vormaishottisch.

kennen sich natürlich, daß das Geschäft blüht und daß sie tagtäglich Kräfte, Glasballons oder verschieden geformte und gefärbte Flaschen der Herz und Magen wärmenden Flüssigkeiten in Stadt und Land hinausjenden können. Besonders am Sylvesterabend geht es ja meist nicht ohne „Feuerwasser“ zum Abschluß des Jahres ab, so daß man etwas weniger beschwert von den Sorgen des Jahres Rückschau und Ausblick halten kann.

Auch in Neus und im Landkreis gibt es verschiedene Brennereien, von denen manche schon auf ein stattliches Alter zurückblicken können. Und in einer wollen wir uns heute, einige Tage vor Jahreschluß einmal umsehen. Man muß, wenn man dem Verlauf der Entwicklung vom Rohmaterial bis zum fertigen Alkohol-Deftillat schon der Reihe nach folgen will, zunächst einmal einige Etagen hoch steigen; denn von oben kommt hier der Segen und jedes Stockwerk tiefer bedeutet eine weitere Entwicklung von Roggen und Malz bis zum Kornbranntwein in den Lagerfässern.

Hier ist nur von „Korn“-Branntwein die Rede, er läßt sich auch aus anderem Rohmaterial gewinnen, wobei Kartoffeln eine nicht geringe Rolle spielen, aber an Qualität ist das Kornprodukt bedeutend besser.



In den Gärbottichen „bildet sich der Geist“.

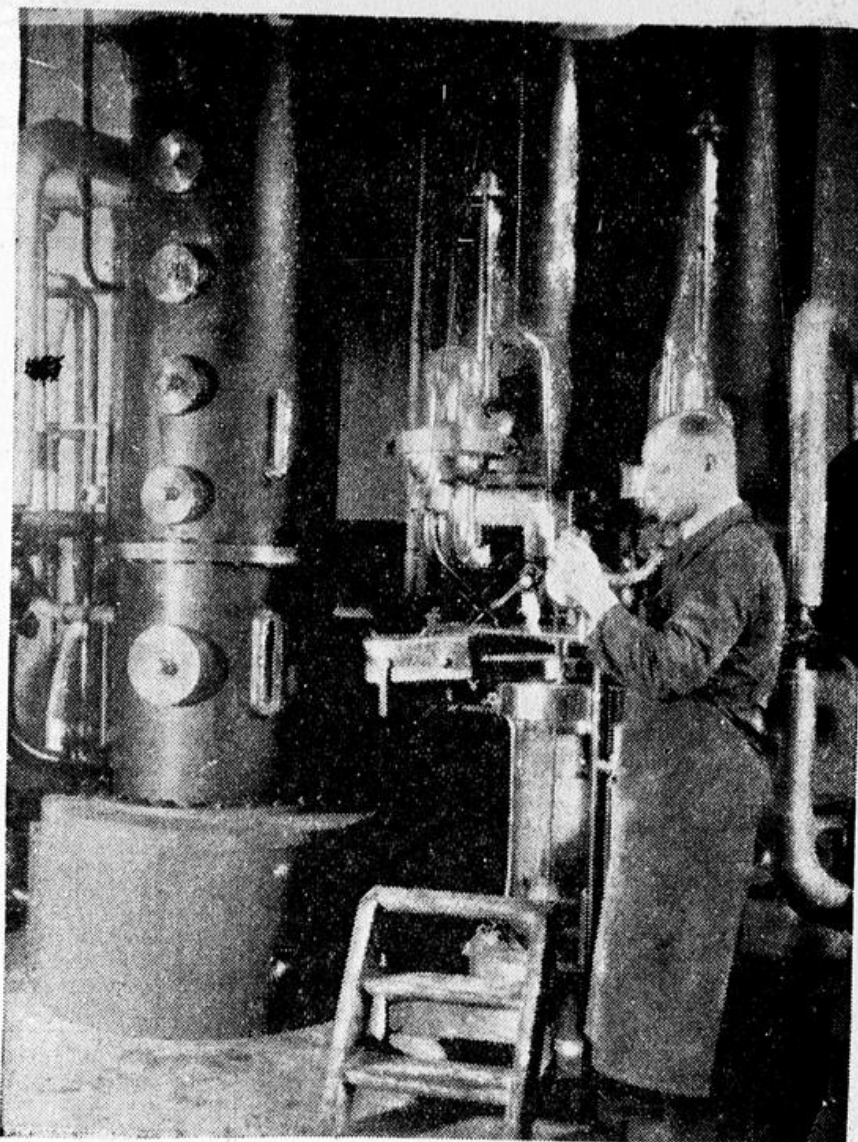
Am Jahresende in einer Neusser Kornbranntwein-Brennerei

Oben auf der zweiten Etage sieht es aus, wie in einer Schrotmühle, und tatsächlich ist es auch nichts anders. Durch einen Aufzug werden die Säde Roggen heraufgehoben, und dann wandern die Körner in die Schrotmühle, um so zur Weiterverarbeitung bereitgemacht zu werden. An der anderen Seite

sehen Säde mit Malz, das in Spezialfabriken aus der Gerste hergestellt wird. Die Grundlage der ganzen Fabrikation sind also heimische landwirtschaftliche Erzeugnisse, wie sie rings um Neus herum wachsen. Eine Etage tiefer. Hier sieht es aus, wie in einer Riesensiedeküche. Es sind die „Vormaishottische“ in denen jeweils 24 Zentner Roggen vermengt mit 2 Zentner Malz gedämpft werden. Die Zeit des Anlages und die Temperaturen mit Erhitzung und Abkühlung müssen ganz genau reguliert werden, denn was hier verfaulend wird, vermindert die Qualität des fertigen Erzeugnisses. In diesen Vormaishottischen lösen sich die Hüllen von dem Roggenschrot und das ganze bildet dann eine dickflüssige Masse. Ebenfalls wird hier auch die Dese zugelegt, die für den nun folgenden Gärprozeß von größter Bedeutung ist.

Die „Maische“ wird nun durch Rohre ein Stockwerk tiefer in die großen Gärbottiche geleitet, wo sie 4 Tage bleibt und wo sich durch die Gärung der Alkohol bildet. Nun wird das Maischgut in den Brennapparat gepumpt und durch Erhitzung scheidet sich hier der „Geist von der Materie“. Die Alkohol-dämpfe steigen hoch und schlagen, durch abgekühlte Rohre geleitet, als Flüssigkeit nieder. Was im Brennapparat zurückbleibt, ist die „Schlempe“, die als hochwertiges Futtermittel außerordentlich geschätzt wird. Nicht weniger als 6000 Liter dieser Schlempe werden hier Tag für Tag abgegeben.

Sobald der Alkohol, Rohbrand genannt, durch die Rohre fließt, unterliegt er mangelnder Kontrolle des Branntweins. Sämtliche Rohbrandfässer sind plombiert, und endlich ist an einer Durchlaßstelle eine Waage eingebaut, die mit peinlichster Gewissenhaftigkeit jedes Liter registriert, das hier durchfließt, und jedes Liter trinfertigen Branntweins bedeutet eine Abgabe von 1,10 Reichsmark. Der Rohbrandwein mit einem



Im Brennapparat wird der „Geist“ flüssig gemacht.

Im Keller lagern in den Fässern die Halbfabrikate sowie die Fertigfabrikate der verschiedenen Filialorten und in einem großen Raum des Erdgeschosses liegen in einer Reihe 12 gewaltige Lagerfässer, deren jedes 2600 bis 3200 Liter der gangbarsten Sorten Branntwein, Weinbrand usw. enthält.

Nach den Bestellungen wird abgefüllt, verkorkt und etikettiert, und nun kann der Stoff hinaus gehen. Und wer weiß damit umgehen, der wird seine Freude daran haben. Was für alle anderen Genüsse des Lebens gilt, das gilt hier ganz besonders: Maß halten, denn die Geister, die in den Fässern und Flaschen schlummern, werden zu wahren Teufeln, wenn man sie nicht mit der nötigen Einschränkung genießt. Und wenn so ein sonst noch so starker Charakter mit der damit verbundenen leicht seltsamen Stimmung nach Hause kommt, dann kann es passieren, daß da auch der Teufel los ist. Nein, eine „Woche der Neuser Schnäpse“ wird voraussichtlich nicht durchzuführen werden, sonst würde man bald mit dem Rauberlehrling ausruhen können: „Die Geister, die ich rief, die werd' ich nicht mehr los!“ Aber „ein Schnäpschen in Ehren, kann niemand verwehren“, und in diesem Sinne wollen wir uns jetzt einen genehmigen. Prost!



Ganz zum Schluß kommt der Genuß.



Ausreichend für eine „Woche der Neuser Schnäpse“.

Alkoholgehalt von 55 bis 60% fließt weiter in die Fässer, um dann später wieder heraufgepumpt und in einem besonderen Apparat zu Feinbrand verarbeitet zu werden, der rund 95% Alkohol enthält.

Dies ist nun die eigentliche Grundlage für die verschiedensten Schnäpse, wie Trinfertweine, Doppelforn, Wacholder, Wermut, Magen Schnäpse und was es sonst noch an Spezialitäten gibt. Hierzu werden noch die verschiedensten Kräuter und Gewürze gebraucht, deren Destillate in entsprechender Mischung dem Getränk den besonderen Charakter verleihen.

Eine besondere Abteilung enthält die sog. Obstbrennerei. Hier wird aus Wein mit 23% Alkoholgehalt ein Weindeftillat von 60% hergestellt, woraus dann durch Verchnitt der Weinbrand mit 38 bis 40 Prozent gemacht wird. Man kommt aus Probieren nicht vorbei, bei so einem Rundgang, und man wird überzeugt, daß unsere deutschen Schnäpse den viel gerühmten französischen nicht nachstehen, auch ohne daß man in dieser Beziehung gerade Fachmann ist.

Text und Fotos: B. Pöster.



Aberinnien - wie es ist

Ein Querschnitt durch Land und Volk
des schwarzen Kaiserreiches
von KARL FISCHER

ZEITSCHRIFT

Das Geheimnis am Tanasee

Der Tanasee führt seit drei Jahrzehnten in der europäischen Politik und Diplomatie eine gespensterhafte Rolle. Fährt jemand ohne offenkundigen Grund nach Abessinien, so fragen ihn die „Eingeweihten“ mit tödlicher Sicherheit: „Na, und wie wird es mit dem Tanasee?“ Kein Abstreiten hilft in einem solchen Fall, man wird einfach entwisst: „Nein, nein, mein Lieber. Wir können Sie nichts vormachen. Ich weiß Bescheid.“ In Wirklichkeit liegt der Tanasee heute noch so da, wie vor Jahrhunderten, und nur wenn der Sommer sehr heiß und unergiebig ist, sehen verzweifelte Journalisten eine britisch-ägyptische Ingenieurkommission sich am Tanasee zu schaffen machen.

Das europäische Interesse an dem See datiert seit dem Jahre 1903, in welchem Menelik mit dem Sudan und Ägypten feierlich abmachte, daß Abessinien nichts ohne Einverständnis der beiden Mächte, also Großbritanniens, ändern werde, wobei man sich im übrigen fragen könnte, was die Abessinier die keineswegs die besten Ingenieure der Welt sind, eigentlich am Tanasee hätten ändern können. Dieses Versprechen Abessinien besteht also auch heute noch, und kein Abessinier rührt am Tanasee, obwohl dessen mögliche Bedeutung von den Abessiniern schon lange vor den Briten bemerkt worden war. Aber auch der Sudan und Ägypten haben, von kleineren Vermessungen abgesehen, den Tanasee so gelassen, wie Gott ihn geschaffen hat, und nur wenn die Situation in Abessinien einmal kritisch wird, tritt der Tanasee plötzlich diplomatisch über seine Ufer.

Der See ist etwa doppelt so groß wie der Bodensee. Er liegt außerordentlich schön und ist von Bergen umgeben, die in einiger Entfernung vom See bis über 2000 Meter ansteigen. Seine mögliche Bedeutung liegt darin, daß er das Auffangsbecken des

selbständig und ohne die interessierten Großmächte an den Tana-See heranmachen könnte, denn nur mit ihm ist zunächst ein Vertrag abgeschlossen worden, in welchem Menelik sich verpflichtet, den Tanasee so zu lassen, wie er ist.

Für die Eingeborenen ist der See eine höchst unheimliche Angelegenheit, denn nach ihren Legenden soll ein gewaltiger Geist den See bewohnen. Genaugenommen wird in den Legenden die Gestalt dieses Geistes beschrieben, die einen manchmal an das Ungeheuer vom schottischen Loch Ness erinnern könnte, von der Größe natürlich abgesehen, denn der Geist des Tanasees ist selbstverständlich von gewaltigen Ausmaßen. Geht man erst des Nachts, gehört haben ihn aber selbstverständlich schon alle Abessinier, die rings um den See wohnen. Man darf man nicht an die Geister herantreten. Sie haben nämlich die unangenehme Gewohnheit, die Frauen des Nachts zu überfallen. Vielleicht ist auf diese Legende zurückzuführen, daß manche wichtige und vor allem alte Orte nicht am Seeufer liegen, sondern 10 oder 20 Kilometer entfernt.

Die Eingeborenen hoffen, daß einmal die Weißen, die „Fremde“, kommen werden, um den Tanasee zu öffnen. Nach ihrem Glauben würde dann ein gewaltiges Tal entstehen, und man brauchte nur dieses Tal bis zum Ende durchwandern, um bis in die heilige Stadt Jerusalem zu gelangen. Das hört sich geographisch abstrus an, in Wirklichkeit ist es aber gar nicht so unsinnig, denn die Eingeborenen meinen, daß das Tal sich dann den Bergen und nachher den Bergen hinziehen würde. Tatsächlich würde man ja auf diese Weise zum mindesten bis an das Mittelmeer gelangen. Geschiehe dies einmal, so sagt man, werde das Ende der Welt nahe sein. Das Ende der Welt schieden naturgemäß auch die Abessinier so lange hinaus, wie es irgend möglich ist, und deshalb haben sie trotz der wirtschaftlichen Ausfichten, die ihnen die Regulierung des Tanasees bieten würde, doch Angst davor, daß die „Fremde“ einmal Ernst machen und dem natürlichen Staubecken des Sees durch ein künstliches Konstrukt machen könnten.

Wemert sei, daß der Tana-See in der Provinz Amhara liegt, einem wilden Bergland, aus dem die äthiopische Umgangssprache, das Amharische stammt, das von der Nord- bis zur Süd- und von der West- bis zur Ostgrenze gesprochen wird.

Wie der Europäer in Äthiopien lebt

Die Zahl der Europäer in Äthiopien ist verhältnismäßig groß. Etwa 4000 Weiße gehen hier ihrem Brotverdienst nach, der bei weitem größte Teil davon in der Hauptstadt Addis Abeba. Europäische Farmer und andere Unternehmer sind auf dem Lande äußerst selten, und man kann von der Hauptstadt bis Entrea wandern, ohne mehr als höchstens ein halbes Dutzend Weiße zu treffen. Nach dem Süden zu liegen die Dinge ähnlich, was sich unschwer daraus erklärt, daß das äthiopische Hochland, das sich von Norden nach Süden zieht, äußerst unwirtschaftlich ist. Anders liegen die Verhältnisse an der Bahnstrecke von Djibuti nach Addis Abeba, wo ja schon die Bahn annehmbare Transportmöglichkeiten bietet. Man muß bedenken, daß in der Regenzeit, also viele Monate im Sommer und Frühjahr, die sogenannten Landstraßen des Landes gänzlich unpassierbar sind und für jeden Warentransport ungeeignet sind. Selbst die Lebensmittelfuhr ist in dieser Zeit sehr knapp und der schon einmal erwähnte Großfürst Alexander, der Abessinien vor mehreren Jahren besuchte, erzählt, daß es in der Regenzeit am Hof von Addis Abeba fast zu jeder Mahlzeit nur ein einziges Hauptgericht gegeben habe — Guhin. Das Guhin ist überhaupt das Hauptnahrungsmittel des Abessiniers, denn es ist billig und bedarf keinerlei Wartung. Es ist so billig, daß man nicht einmal um es wettert, was (nach Majorita Forbes) viel besagen will.

Auf den größeren europäischen Farmen wie auch in den einigermaßen ansehnlichen Dörfern wird natürlich auch alles andere Vieh gehalten, wie zum Beispiel Schweine und Schafe und bei den Wohlhabenden auch Rinder. Sehr verbreitet ist die Zimere.

Als Transportmittel dient fast ausschließlich das Maultier, da es in dem bergigen Land besser zur Beförderung von Wagen und Menschen geeignet ist, als irgendein anderes Tier. Pferde sieht man verhältnismäßig selten, und ihre Zucht beschränkt sich im Grunde auf zwei den Galla verwandte Stämme, die durch Verleihung ihrer Pferde zu Zuchtzwecken sehr gute Geschäfte machen.

(Fortsetzung folgt.)



Die abessinischen Frauen folgen der Truppe
(Weltbilddienst.)

Blauen Nil ist — der weiße Nil entspringt im Ufersee-See (Victoria Nyanza) — und für die Bewässerung des mittel-östlichen Äthiopiens und des ägyptischen Sudans von unerhörter Wichtigkeit ist. Gelingt es, den See zu entwässern und einen Staudamm an Stelle des Sees zu errichten, könnten die Baumwollkulturen in Äthiopien und im Sudan vervielfacht werden. Der See ist nur etwa 150 Kilometer vom Sudan entfernt und verhältnismäßig leicht zu erreichen (außer in der Regenzeit). Der Blaue Nil ist in seinem äthiopischen Lauf etwa 900 bis 1000 Kilometer lang und bewässert mit seinen zahlreichen Nebenflüssen ein entsprechendes Gebiet.

In der Nähe des Nordufers wohnen die Fallaschas und unmittelbar am Ufer die Boitos, ein nomadischer Jägerstamm, Mohammedaner, die kaum weniger lange als die eigentlichen Abessinier im Lande sitzen, vielleicht sogar noch länger. Mit den Abessinier und den anderen äthiopischen Stämmen haben die Boitos, die übrigen ihre Hütten viereckig bauen und nicht rund wie fast alle Äthiopier, nichts gemein, und sie vergrößern also nur das bunte Völkergemisch ungewisser Herkunft, das das äthiopische Reich überdeckt.

Was nun den Tana-See anbelangt, so ist auch den Eingeborenen die Bedeutung des Sees wohl bekannt, was für die Intelligenz der Stämme um den See spricht.

Das berühmte Tana-Problem besteht darin, daß das mittlere Nordabessinien und der ganze Blaue Nil bis zu seinem Einfluß in den eigentlichen Nil durch die Stauung des Wassers in dem See viel weniger bewässert wird, als es unbedingt notwendig wäre. Daß die Eingeborenen noch nicht versucht haben, das Problem zu lösen, liegt selbstverständlich nur daran, daß ihnen die technischen Mittel fehlten. Von Addis Abeba wurde ebenfalls nichts unternommen, da man auch hier, in der Zentrale des Reiches, nicht in der Lage ist, die erheblichen Bauten, die zur Umwandlung des Tana-Sees in ein großes Regulierbecken technisch durchzuführen. Man hätte natürlich den Ausfluß an ausländische Firmen geben können und wie bekannt, war ja auch schon häufiger die Rede davon. Aber man hatte bisher wohl aus dem energischen und klugen Menelik zugetraut, daß er sich

Ein Riss in Südflorin

Von Georg Reimann.

Wie es so oft im Leben geht, daß sich das Beste und Wertvollste nur sehr langsam Bahn bricht und durchdringt, so ging es auch den Blitvicer Seen im Südosten des Savannas Südschwabens.

Gar lange mußten ihre Schönheiten im Dornröschenschlaf verharren, ehe ein Prinz kam, um sie zu erlösen, und wiederum dauerte es von da ab noch ganze vier Jahrzehnte, ehe sie voll erschlossen, d. h. mit Verbindung an die nächste, nur 18 Kilometer weit entfernte Bahnstrecke Zagreb-Split verkehren und unter- und miteinander außen entlang durch schöne Fußwege verbunden waren.

Florinland, das Land der tausend Seen, wurde wohl hier, auch von deutschen Gesellschaften, von Stettin aus besucht, aber kein Mensch in Europa kannte dieses Juwel in Südschwaben. Kommt man von der Küste der Adria, z. B. vom Split oder Novi Herüber, so wird man überrascht von dem noch nie erlebten Gegenstand beider Landschaften. Ebenso fesselt uns der allmähliche Übergang von der einen zur anderen. Im Küstenland verlieren wir eine gelbgraue, wasser- und trostlose Steinöde, kahle, nackte Berge, wo die armen Bewohner meilenweit ihr Wasser herbeischleppen müssen; dann wurde es nach und nach immer grüner, der erste wirkliche Fluß durchzieht fruchtbar die Ebene, und schließlich befinden wir uns in einem herrlichen, dichtbewaldeten Hügel- und Bergland, in dem es plötzlich eine Ueberfülle von rauschendem Wasser, Seen und Wasserfällen gibt.

Wir sind an unserem ersten Ziel, der Bahnstation Schovine, und nun beginnt eine interessante Autofahrt durch einige typisch-troatische Dörfer, an zahlreichen Wäldern und Sägemühlen vorbei, in zahllosen Ketten um Felsen herum, bis der von zwei starken Wäldern geschnittene erste große See, Proscanska, jezera, mit seinem überraschend hellblaugrünen Gewässer und vielen, stillen lauschigen Buchten erscheint. Er ist 3 Kilometer lang. Das ganze Gebiet ringsum ist eingebettet in dichtem grünen Laub- und Nadelwald (Buchen, Eichen, Tannen). Wie im Märchen geht es von See zu See, von Süden nach Norden entlang, meist auf hochliegender Straße mit dem Blick in die Tiefe.

Wir sind in Blitvice ungefähr in seiner Mitte angelangt. Ferner werden wir sehen, daß von oben bis unten stets ein See sein Wasser über Naturterrassen und Kalktuffbarren an den nächsten, tiefer liegenden durch herrliche Wasserfälle abgibt. Man zählt allein 40 große Fälle, die vielen kleinen Ueberläufe nicht gerechnet. Diese Terrassen, also auch die Fälle, sind oft nur 1 bis 2 Meter, aber auch bis zu 20 und 30 Meter hoch. Und so domert und tobt, rauscht, kläffert und rieselt es rings um und herum, über, unter und neben uns, wo wir auch stehen und gehen, in dem sonst so stillen, heimeligen, nur durch Vogelgezwitscher belebten Bergwald. Hier ist Natursehensgebiet; kein Baum darf gefällt werden, keine Säge ihm verwehrt. Gelahmt ihr Verstand zum weiteren Herausputzen des Lebensraumes, so vermehren die künftigen Riesentämme und stützen schließlich altersmüde zu Boden, um wieder in den Mutterchoß der Erde zurückzukehren. Andere, am Ufer stehende, fallen in den See, wo sie durch Kalkanfang langsam verkrusten und versteinern, und so noch in ewigen Zeiten auf dem Seegrund zu sehen sein werden. Denn Kalk ist das Wasser; auch das kleinste Fischein entgeht dem Auge nicht. Bis zu 100 Meter Tiefe hat man an einzelnen Stellen gemessen. Mehrere Einbäume aus alten Zeiten und römische Gräberfunde hat man aufgedeckt. Beweis, daß dieses frisch- und waldreiche Gebiet schon seit Jahr-

tausenden besiedelt war. Bären, Wölfe, Hasen, Kuerhahn und anderes Vieh belebt noch heute die Wälder.

Die Schönheit der Gegend steigert sich von See zu See; die ersten idyllisch, lieblich, die nächsten schon temperamentvoller, die letzten im Furiolo dahinbrausend, eine charaktervolle Gesellschaft! Kurz: das Ganze ist ein sehr wohlgepflegtes und gehegtes Juwel, wie es die Natur uns Menschen nur ganz selten darbietet, und das in seiner Eigenart in ganz Europa einzig dasteht. Scheint die Sonne golden vom blauen Himmelszelt, durch das gelbgrüne Laub oder die schwarzen Tannen, so wirkt die hellblaugrüne, bald türkis-, bald saphirblaue Farbe der Wasserfläche im Gegenlicht dazu betörend schön. Nur an wenigen Stellen findet man das Wasser milchiggrün, durch den aufgewirbelten Kalksand verursacht. Hierzu kommt noch der Kontrast gegen die grauen bis ockergelben Kalkfelsen, die das Land oft durchbrechen und von einem See herunter zum anderen reichen. Das Ganze also eine wahre Farbenharmonie.

Am Ende unserer Wanderung werden die unteren Seen durch Felsbarren, über die schmale Landwege geführt sind, noch ein paar mal aufgehalten und abgeperrt, was wieder den Anblick reizvoller Kaskaden in voller Fülle bietet. Hier domert es und tobt es noch ganz anders als oben! Die Seenterrassen, die von überhundert Felsbarren schon so oft genannt und immer wieder festgehalten wurden, haben das Spiel nunmehr gründlich satt; sie zeigen ihre weißen Ränge, und stürzen sich — zum letzten Male — Hals über Kopf in die Tiefe in einen großen See. 80 bis 100 Meter hohe Felswände umzingeln uns im Kreis. Größtenteils und gegenständig zum lieblichen Landschaftscharakter der oberen Seen ist der Anblick der senkrecht ragenden gelben Felsen, von denen nebeneinander zwei imposante Wasserfälle von 80 Meter Höhe weißglühend und wasserstäubend mit Donnergetöse zur Tiefe herabstürzen. Es ist die eigentliche, kurzlebige Blitvica, die soeben erst hoch oben beim gleichnamigen Dorf ohne kleine Quelle in voller Stärke der Erde entspringen ist und nach wenigen Minuten ihres überirdischen Daseins bereits im Todessturz ihr Ende begehrt. Ihren Anschlag an die im See sich gesammelten Seegewässer findet. In der rechten Felswand gähnt uns ein wohl 40 Meter im Durchmesser habendes schwarzes Nischenloch an. Eine Kirche könnte man hineinstellen. Hier ist der steil ansteigende Zugang zu einer mit den nötigen Treppen wohlausgebauten, höchst interessanten Tropfsteingrotte mit den bauernd tropfenden und wachsenden Kalksteingebilden, die die absonderlichsten Formen aufweisen. Einzelne werden auf 5000 Jahre geschätzt. Eine zweite, oben aber offene Grotte liegt auf der linken Seite des Bogenes, und noch viele unentdeckte mögen sich in dieser Gegend befinden. Denn noch immer sind wie in der Karstgegend, die einen wie ein großer, verfeinerter Schwamm annimmt.

Soldaten mit „Orts-Sinn“ werden gesucht

In der amerikanischen Armee werden gewöhnlich interessante Versuche angestellt, durch die Soldaten ermittelt werden sollen, die einen angeborenen „Orts-Sinn“ haben. Es gibt Menschen, die in der Lage sind, stets genau den Ort anzugeben, an dem sie sich befinden, auch wenn sie in dunkler Nacht im verschlossenen Auto kreuz und quer durch einen Wald gefahren werden. Bemerkenswerterweise ist diese Gabe bei den amerikanischen Soldaten besonders unter den Abkömmlingen von Indianern verbreitet. Die Soldaten mit Orts-Sinn werden in einer besonderen Liste geführt.

Das alte Jahr vergangen ist..

Von Türmern und Turmbläsern — Alter Zauber wird lebendig

Wie schnell doch die Jahre vergehen. Kaum ist der Silvesterputz des alten vergessenen, klopft schon wieder ein neues Jahr an die Pforten der Zeit. Die Menschen jubeln ihm zu, pflastern den Weg mit guten Vorsätzen und hoffen, daß es endlich die Erfüllung aller Lebenswünsche bringen werde.

Mit Ungeduld wird die letzte Stunde erwartet und die erste mit Wollerschüssen, Raketen und bunten Feuern empfangen. Man schreit „Prosit Neujahr!“, drückt

gegen Feuersnot, bekämpfen alle Wasser und Gefahren.

Was soll der Türmer noch da oben? Oder bläst doch noch ein braver Türmer, den die moderne Zeit abzurufen vergaß, wie einst in sein Horn? Spaziert die alte Spitzweg-Figur in mitternächtlicher Stunde, mit Fernrohr und Laterne bewaffnet, um den windgeschützten Turm?

An der Turmtür der Stadtkirche zu Wittenberg befindet sich ein abgegriffener Zugfingergreif. Der Draht schwingt an der Mauer hinauf bis zur Zinne. Von oben ruft es: „Hallo!“ Eine Frau steht an der Brüstung und läßt von einer hölzernen Spindel eine Schnur abrollen, an deren Ende der Turmschlüssel angetnotet ist.

Die Türmerin! Sie ist schon über sechzig Jahre alt. Die Stadtverwaltung hat sie dort oben gelassen, weil ihr Mann jahrzehntelang als Türmer treu und brav seinen Dienst versehen hat.

Es gibt fast in allen deutschen Gauen noch Türmer. Auf St. Marien in Harzgerode „turmt“ der Türmer Hepp und betätigt sich wie in alter Zeit noch heute als Feuermelder bei Tag und Nacht. In Sangerhausen ist es Friedrich Halter, der auf St. Jacobi

etwas auf sich hält, sollte die Stübchen im Turm nicht länger leer stehen lassen. Man sollte dem Weispel der Göttinger folgen, die drei Studenten auf St. Johannis einquartiert haben; kostenlos sogar. Das einzige, was die Studenten zu bezahlen haben, ist die Lichtrechnung.

Ein festsamer Reiz geht vom lebendigen Geschehen der Turmzinnen aus. Man denke nur an den „Mittel“, das Wahrzeichen der Stadt Hamburg. Da fährt zweimal am Tage der junge Türmer mit dem Fahrstuhl in die Höhe, nimmt die Trompete zur Hand und bläst seine frommen Weisen, wie es alle Generationen vor ihm getan haben.

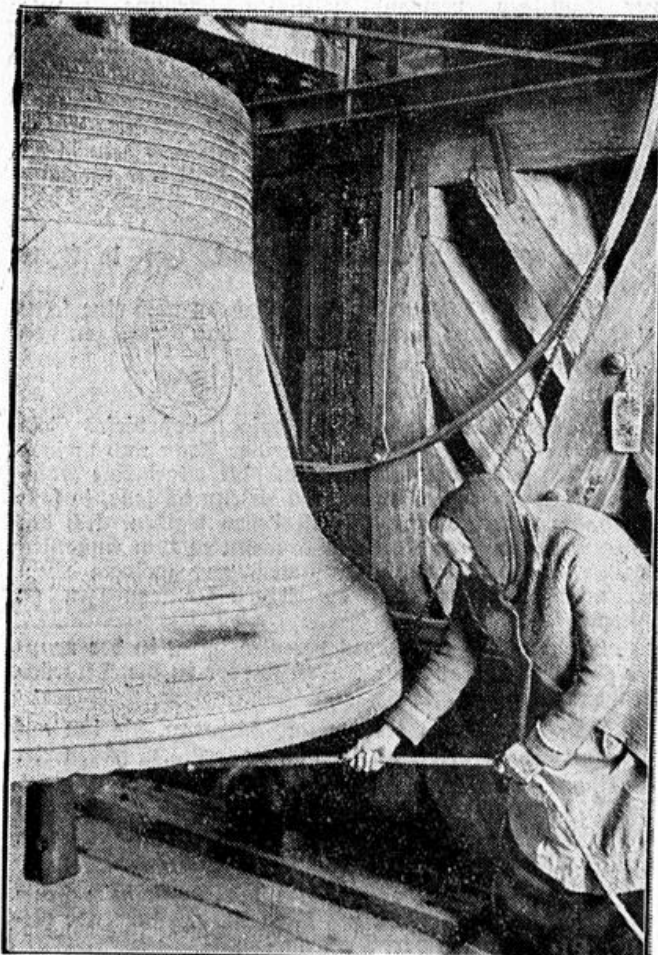
Das Turmblasen ist ein alter, fast vergessener Brauch. Er verkündete unseren Vorfahren den Ablauf der Zeit in seinen großen und kleinen Stationen: den Tagesanbruch, den Beginn der Nacht und der Stunden. Die Menschen der Städte und Dörfer sollten damit auf das Bewußtsein der Ewigkeit in der Vergänglichkeit hingelenkt werden. Große Städte hatten mehrere Türme, deren Trompeten einander mit dem Abblasen antworteten. Das führte zur sogenannten



In der Neujahrsnacht erklingen vom Turm die alten Melodien.

immer überlöst, vereint mit dem vielstimmigen Klang der Glocken, die Turmmusik den Festeslärm. Die von den Türmen geblasenen Choräle danken dem Schöpfer, und wenn dann die Trompeten fröhliche Lieder schmettern, dann ist das ein Zeichen für unsere Hoffnung für das kommende Jahr.

Die Turmmusik hat sich im alles zerstörenden Zeitgeist eher widerlegen können, als die Einrichtung des Türmers. Und so finden wir noch in zahlreichen Städten und sogar Dörfern diese schöne Sitte. Ist die Stadt groß, so werden auf den Türmen künstlerisch hochstehende Bläserkorps Proben ihrer Kunst geben, ist die Gemeinde kleiner und arm, so übernehmen wohl die Dorfmusikanten das Amt. Ob die Turmmusik in der Neujahrsnacht künstlerisch hochstehend ist oder nicht, sie paßt in die Feierlichkeit der Neujahrsnacht, und niemand will sie missen. Deshalb kommt diese Einrichtung dort, wo sie dem Zeitgeist zum Opfer fiel, wieder zu Ehren. Und das ist gut so, denn



Frau Otto, die als Türmerin in Wittenberg die Neujahrs-glocken anschlägt.

einander die Hände, gratuliert und wünscht Glück, — viel Glück sogar.

In froher Ausgelassenheit steigt man hinein ins neue. Die Glocken läuten von den Türmen, und die Posaunen blasen: „Das alte Jahr vergangen ist.“ Feierlich schwingen die Afforde über dem „Strom der Zeit“ und heben die Seele empor. Der Bunsch, hoch oben auf der Zinne zu stehen, wird lebendig, lenkt in Gedanken den Schritt über Hunderte von morschen Wendeltreppentritten, vorbei an Balken und Glockengefüßeln, bis zu jener Tür, durch deren Schlüsselloch ein schwacher Lichtschein dringt.

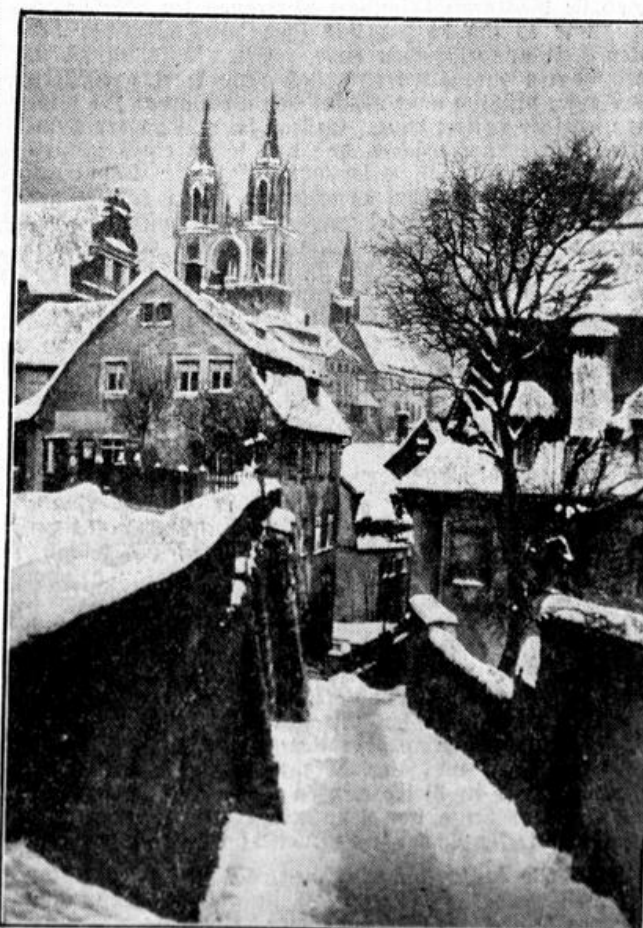
Türmerstübchen! Es gibt ihrer nicht mehr viele in deutschen Ländern. Kultureller Fortschritt und Technik haben sie einsam und wesenlos werden lassen. Ein Druck auf einen Schalterknopf — und alle Glocken schwingen. Ein Wort aus Radio-Ätherwellen — und Hochgewitter, Hagel, Sturm und Sonnenschein verkündet das gesprochene Wort in jedem Haus. Ein Spruch ins Telefon — die Wehren ziehen

den Feierabend und alle gottesdienstlichen Handlungen einläutet.

Alter Turmzauber wird in lustiger Höhe lebendig. Der Blick schweift in die Weite und sucht die Zinnen, wo in der Silvesternacht die Türmer ihren Dienst versehen. In der ehemals freien Reichsstadt Nordlingen gibt es einen Türmer, dem die Zeit anzufagen und Feueralarm zu schlagen, vorbehalten geblieben ist. In Wittenberg, im Schwäbischen Wald, ist es wie in Wittenberg eine Frau, die diesen Dienst versieht. Die Nachtwache dauert von abends um zehn bis morgens um vier. Bewacht und bewohnt sind weiterhin noch die Türme in Lauringen, Leihheim, Hagenau, Ottingen und in Höchstädt; sämtlich in Süddeutschland gelegen.

Türmer sind in der Regel Einzelgänger. Sie lieben die Einsamkeit und fühlen sich wohl in der Stille. Werden sie in die Tiefe verpflanzt, so sind sie traurig und sehnen sich zurück zur Höhe, wie Johannes Klüb aus Frankfurt am Main, der 34 Jahre auf dem Wartturm des Domes Dienst tat. Er beneidet die wenigen, denen das Glück, bis ans Lebensende im Turmstübchen hausen zu können, vergönnt ist. Am liebsten möchte er die anderen alle fragen: „Ist feiner unter euch, der mir sein Plätzchen überläßt? Ihr da, vom St. Lamberti-Turm der Kirche in Münster, von der Stadtkirche in Buttsbüchel, von St. Marien im erzgebirgischen Marienberg, oder ihr vom Moritzturm in Coburg, wo der alte Brauch, die Stunden durch Hornruf zu verkünden, wieder eingeführt worden ist?“

Wiedererweckung des alten Turmzaubers brächte neue Poesie in die so nüchtern gewordene Welt. Jede Kirche, die



Der Neujahrs morgen ist angebrochen.

Turmmusik. Die Turmmusikanten wurden zum besonderen Ehrgeiz der Stadtpfeifer und Musikanten. Die Vervollkommenheit entwickelte die Signale zu schmetternden Fanfaren, die Choräle zu mehrstimmigen Sätzen, sogar zu geteilten Blaschören, die von Turm zu Turm ineinanderspielten. Große Komponisten beschäftigten sich mit der Turmmusik und schufen eigene Werke zu diesem Zweck. Am bekanntesten sind die „Turmsonanaten“ von Johann Rezel aus Leipzig und Friedrich Schneider aus Dessau. Das Turmblasen hat in der Entwicklungsgeschichte der Instrumentalmusik eine große Rolle gespielt. Die nüchterne Epoche der Neuzeit hat sie als unangebracht und zwecklos abgeschafft.

Das einzige, was noch von dem Zauber übriggeblieben ist, sind die Choräle der Silvesternacht. Da klingen von den Türmen die getragenen Weisen unserer schönen Choräle über die Dächer der Stadt und hallen fort in die Weite. Mag der Trübel auf den Straßen noch so groß sein, mögen die Kanonenschüsse in die Nacht kröhen,

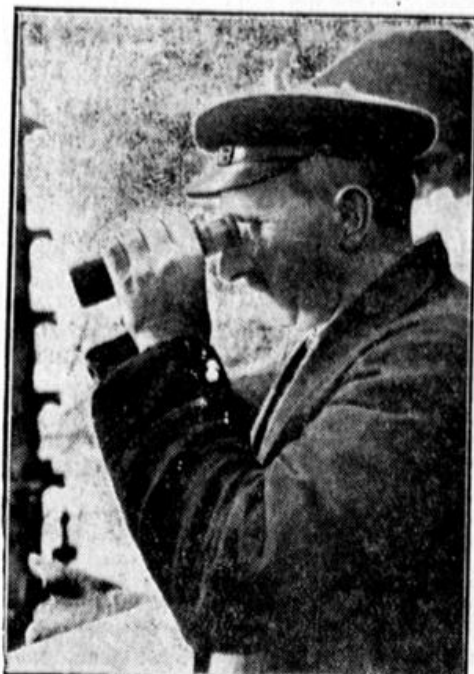


Der erste Glockenschlag in der Silvesternacht.

wer sie hört, dem wird ganz herzlich dabei zumute und wünscht, daß die Musik niemals wieder aufhören möge. Es ist nicht das „Neue“, was zum Verweilen lockt, sondern die Poesie, die ans Herz greift und uns emporhebt über den „Strom der Zeit“, wie das Turmblasen beim Einzug der neuen Jahre.

Walter Neumann.

Photo: Scheris Bilderdienst (2), Weltbild (2), Associated Press (1) — W



Über die Dächer der Stadt schaut der Türmer von Frankfurt.

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

7. Fortsetzung

Unwillkürlich schloß sich ihre Rechte fester um den schön geschliffenen Burgunderfisch.

„Wenn ich doch nur erst ein Ende machen könnte mit diesem Leben, das ja schon längst kein Leben mehr ist. Jede Sicherheit, jedes Selbstvertrauen ist mir verlorengegangen. Und ich empfinde es täglich klarer, daß der Zusammenbruch nicht mehr fern sein kann!“

In nachdenklichem Sinnen sah Axel in die Nacht hinaus.

Achzte sie etwas von dem Schlaf, das sich langsam, unabwehrbar gegen sie alle vorzubereiten schien, vernahm ihr scharfes Ohr schon das leise Knistern der Flammen, die heimlich in dem Gebälk des stolzen Kaufmannshauses schwebten?

„Was macht Walter eigentlich?“, fragte er auf einmal in einer sprunghaften Gedankenverbindung.

Eva zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, er hat uns ganz plötzlich verlassen und wohnt schon seit über einer Woche in der Stadt, um seine amerikanischen Sammlungen mit einem befreundeten Kunstgelehrten zu ordnen. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört!“

„Das ist doch seltsam nach der Art und Weise, wie er sich anfangs an dich angeschlossen hat. Glaubst du, daß er etwas von unseren Beziehungen ahnt?“

Ein feines Rot glühte in Evas Schläfen auf.

„Wie sollte er? Was jahrelang unser Geheimnis war!“

„Er hat einen durchdringenden Blick“, fiel ihr Axel lebhaft ins Wort, „und sieht gerade als Fremder vielleicht schärfer, als wir alle denken!“

Ein Schweigen entstand.

Feucht und kühl wehte es vom See herauf.

Der Zauber war verflogen und die Welt nun wieder wie überall.

Eva schauderte zusammen.

„Wir wollen heim“, sagte sie, auf die sich langsam leerenden Tische weisend.

Axel winkte dem Kellner und ließ sich die Rechnung geben.

Dann wandten sie sich wieder dem Ausgange zu und riefen ein Auto an.

In diesem Augenblick trat ein hochgewachsener, breit-schultriger Herr in den tagelassen Blickkreis der Wagenlampen, und zwei Augenpaare kreuzten sich in blitzartig-jähem Erschrecken.

Eine fahle Blässe breitete sich auf einmal über Evas Wangen. Mit beiden Händen klammerte sie sich in die Wagenpolster.

Sie hatte in das erregte, seltsam verstörte Gesicht Walters gesehen! —

Neuntes Kapitel

Kommerzienrat Kaufmann kam aus dem Fabrik-Speicher und ging langsam zum Kontorgebäude hinüber.

Er hatte mit Direktor Schröder eine Sendung Tabake durchgeprüft, die erst vor kurzem aus den kolumbischen Staaten gekommen war und, in Büffelhäute verpackt, viele Quadratmeter Bodenfläche des riesigen Lagerkellers bedeckte.

Die Nachmittagsstille brütete über dem einsamen Fabrikhof, nur ein paar kleine Widlerinnen neigten sich vor dem großen Sortiersaale mit einem Maschinenheizer herum und verschwanden blitzschnell um die nächste Haus-ede, als sie des Chefs ansichtig wurden.

Doch der Geheimrat, dem sonst nicht die geringste Ungehörigkeit in seinem Betriebe entging, hatte heute für das ausgelassene Treiben der Mädchen kein Auge.

Ohne nach rechts oder links zu blicken, ging er nach seinem Privatkontor hinaus und ließ sich mit einer erschöpfenden Bewegung in seinem Schreibstuhle nieder.

Dann saß er lange und starrte in halber Geistesabwesenheit auf die trägen Wasser der Spree hinaus, auf denen eine Rille mit einer rotleuchtenden Ziegelkiste langsam vorbeitrieb.

Und plötzlich stand er am Fenster und riß beide Flügel weit auf, daß ihn die sonnenglühende Luft wie eine heiße Welle überströmte.

Jene sinnlose Angst war plötzlich wieder in ihm wach geworden, die ihn seit so vielen Nächten schon immer wieder aufgetrieben und gequält hatte, das Gefühl, als ob sich eine eiserne Faust um seinen Hals lege und ihn langsam zu erstickender Drohe in unentrinnbarer Umklammerung.

Seine tiefenhasige Tätigkeit, die ihn ehemals ganz ausgefüllt, die ihm das Beste seines Lebens bedeutet hatte, sie war ihm jetzt zum Zwang, zur Pein, zur erdrückenden Qual geworden, daß er sich kaum zur äußerlichsten Aufmerksamkeit für die laufenden Geschäfte aufzuraffen und die Arbeit des Tages immer nur in einem unwillkürlichen dumpfen Antriebe zu bewältigen vermochte.

Zuweilen, wenn er nach einer durchwachten Nacht müde und matt zur Fabrik hinausfuhr, glaubte er eine entsetzliche, flatternde Schwäche in seinem Gehirn wahrzunehmen, als ob ihn jede Urteilskraft, jedes klare, folgerichtige Denken verlassen habe.

Dazu hatten sich in letzter Zeit allerlei seltsame Schwindelanfälle gesellt und sonderbare, ihm ganz unerklärliche Anwandlungen, wie wenn er in einem Aufzuge stünde, der sich mit einer unfassbaren Geschwindigkeit in eine bodenlose Tiefe hinabbewegte. —

Jetzt klang ein kurzes Klopfen durch die schwebende Stille.

Der Geheimrat zuckte zusammen.

Die Postertür des Privatkontors öffnete sich.

Axel trat ein.

Sein Gesicht war wie immer ruhig und unbewegt, als er dem Schlafgepörsen zur Begrüßung die Hand reichte.

„Die Aktien stehen heute 108“, sagte er. „Du hättest meinen Rat befolgen und schon vor zwei Tagen verkaufen sollen!“

„Ich bitte dich, Axel, verschone mich mit solchen Redensarten! Ich hätte verkaufen sollen, ich habe es nicht getan! Das weiß ich allein! Dieser unverständliche Kursrückgang! Ich bin in reiner Verzweiflung!“

„Der Kursrückgang erklärt sich damit sehr einfach!“, versetzte Axel, dem Geheimrat ein Zeitungsblatt über den Tisch reichend. „Hier, dieser Artikel im 'Spectator', hat das ganze Unglück angerichtet! Heute morgen war das verdamnte Elstblatt auf der Börse in allen Händen. In einer halben Stunde ist unser Papier dadurch um sieben Prozent gedrückt worden!“

Der Geheimrat hatte seufzend die Zeitung zur Hand genommen und vertiefte sich in die Lektüre eines Artikels, der unter der Spitzmarke: „Americi Interni der St. Louis and Mississippi Railroad“ gleich den Kopf des Blattes einleitete.

Der offenbar eingeweihte Verfasser führte nach einigen kurzen Bemerkungen über die Rentabilität amerikanischer Eisenbahnpapiere im allgemeinen, dann im besonderen bezüglich der St. Louis Road aus, daß diese ja an sich als eine durchaus sicher fundierte und auskömmliche Gründung anzusehen, es aber dennoch zweifelhaft sei, ob sie dies ganz besondere Vertrauen der Börse verdiene, wie es sich in der ständigen Kurssteigerung der letzten Zeit ausgesprochen habe. Ein Rückschlag sei ja bereits darin zutage getreten, daß New York vorgestern das Papier plötzlich ohne ersichtlichen Grund um 1 1/2 Prozent niedriger notiert habe. Gestern sei nun an der New-Yorker Börse durchgesickert, daß von seiten eines notorischen Willkürbärs und Eisenbahnkönigs die Absicht bestünde, die ganze Bahn anzukaufen. Die Kauffe der Monate Juni und Juli sei durch geschickte Zuspätkung der Bilanzen der St. Louis Road künstlich herbeigeführt worden, um den Käufern der Aktien zunächst einen möglichst hohen Einkaufspreis abzunehmen und dann durch den Verkauf bei der voraussichtlichen Bauffe einen abermaligen riesigen Gewinn zu erzielen. —

„Die Sache ist außerordentlich fein angelegt“, nahm der Geheimrat endlich wieder das Wort und faltete das Zeitungsblatt nachdenklich zusammen. „Was hältst du davon?“

Axel zuckte die Schultern.

„Wenn wirklich ein amerikanischer Multimillionär hinter der ganzen Geschichte steckt, ist unser Schicksal besiegelt. Denn einem solchen ist es ja doch ein leichtes, seinen Einfluß bei der New-Yorker Börse dahin geltend zu machen, daß der Kurs noch immer weiter heruntergeht. Vielleicht ist es aber auch nur ein Scherzstück, um dich zum Verkauf zu treiben. Das ist fürs erste aber ganz unmöglich! Wenn wir in diesem kritischen Augenblick noch unsere zehn Millionen zum Verkauf auf den Markt werfen, dann können wir morgen mit den Aktien unser Kontor tapezieren. Die Verhältnisse liegen sehr trübe. Jedenfalls müssen wir uns aber absolute Gewißheit über die treibende Kraft in dieser ganzen Kampagne verschaffen. Hast du denn heute von deinem New-Yorker Vertreter noch keine direkte Nachricht aus Amerika erhalten?“

Er hatte kaum ausgesprochen, als der Diener ihm eine Schiffsdepesche überbrachte; in höchster Spannung machten sich die beiden Herren sofort an ihre Entzifferung.

Das Telegramm bestätigte im wesentlichen die Angaben des 'Spectator'; als der amerikanische Großmillionär wurde Rufus A. Belmont genannt, der bedeutendste Eisenbahnmagnat der Vereinigten Staaten.

„Da scheint ein regelrechter Feldzug gegen uns eröffnet zu werden!“

Axel nickte.

„Die Spekulation ist jedenfalls vollständig mißglückt. Die Aktien gehen sicherlich noch weiter zurück. Heute haben wir den 24. mit 108. Ich wette, wir stehen Ultimo bereits 90, wenn nicht noch tiefer!“

„Ja, mein Gott, was soll dann aber werden?“, rief der Geheimrat, mit gerungenen Händen im Zimmer umherlaufend. „Dann bin ich ruiniert; dann können wir ja alle einpacken!“

„Vorläufig ist gar nichts zu machen!“, versetzte Axel, noch immer das Telegramm studierend. „Wir müssen einen Umschwung der Konjunktur abwarten!“

„Axel, das ist ja Wahnsinn! Du glaubst doch nicht im Ernst, daß das Papier vor Monatschluß noch einmal seine Tendenz ändern wird!“

„Durchaus nicht, ich will dir damit nur beweisen, daß du die Aktien unbedingt zu halten hast. Wir müssen, um jetzt auch einmal den Anteil des Geschäfts an diesem Unglück zu berühren, die ganze Spekulation als nicht geschehen betrachten und die Deckung für unsere Verbindlichkeiten am 1. August auf andere Weise zu beschaffen suchen. Und da komme ich immer wieder darauf zurück, du tust am besten, deine Frau anzuschreiben, dir mit ihrem Vermögen auszuweichen und eventuell die Villa zu verkaufen!“

Mit einem durchdringenden Blick sah der Geheimrat zu Axel hinüber. Seine buschigen Augenbrauen zogen sich einen Augenblick drohend zusammen, dann aber wich die harte Spannung wieder langsam aus seinen überwachten Zügen.

„Ich will es deinem geschäftlichen Interesse und deiner künftigen verwandtschaftlichen Stellung zugute halten, lieber Axel, daß du dir in letzter Zeit verhältnismäßig eine Art von Vormundschaft über mich anzumachen versucht hast. Im übrigen ist meine Lage außerordentlich einfach, daß ich entweder nur alles verlieren oder alles gewinnen kann. Ein Drittes gibt es nicht. Ich habe meine ganze Existenz auf eine Karte gesetzt, und der Stein ist im Rollen. Habe ich falsch kalkuliert, so kann mir niemand helfen!“

„Doch, Vater!“

Ein seltsam lauernder Ausdruck trat in Axels Gesicht.

„Ich wiederhole noch einmal, daß du noch eine letzte große Reserve im Hintergrund hast. Das Vermögen deiner Familie!“

Der Geheimrat erhob sich.

„Ich habe dir schon einmal gesagt, daß dieses Geld für mich unantastbar ist. Was meiner Frau und meinen Kindern gehört, wird niemals in eine allgemeine Katastrophe mit hineingerissen werden. Wenn ich falle, so sollt ihr anderen wenigstens aufrecht stehen bleiben. Ich bin ein alter Mann und werde mich, wenn es zum Äußersten kommt, keinen Augenblick bekümmern, aus meinem Ruin für mich persönlich auch die letzten Konsequenzen zu ziehen!“

Es dunkelte bereits, als der Geheimrat in der neunten Abendstunde aus der Fabrik wieder in die Delbrückstraße heimkam.

Von den Seinen traf er nur Hilde an, die ihn auf der Terrasse erwartete und ihn in ihrer stillen, feinen Art begrüßte.

Der Geheimrat ließ im ganzen unteren Stock die elektrische Leitung einschalten und aß mit der Tochter in dem strahlend erleuchteten Speisesaal zu Abend.

Ihm graute auf einmal vor der Dunkelheit; heute mußte alles licht und hell um ihn sein, das lauernde Gespenst der Sorge zu verschenden.

Dann ging er nach seinem Arbeitszimmer hinüber und bat Hilde, ihm einen alten Burgunder aus dem Keller zu beschaffen, er wollte den Schlaf, der ihm schon in den ganzen letzten Wochen gefehlt hatte, durch den schweren Wein gewaltsam erzwingen.

Aber seinem Schreibtisch hing ein lebensgroßes Bild seiner ersten Gattin, das noch kurz vor ihrem Tode von einem berühmten Berliner Meister geschaffen worden war.

Ein Menschenalter hindurch hatte er mit jener Frau gelebt, gemeinsam hatten sie den Grund des jetzigen Welt-hauses gelegt und jahrelang zusammen gearbeitet und gespart in der ersten schweren Kämpfzeit.

Er allein wußte, welch eine unbegrenzte Energie sich hinter der fast kindhaften Jartzeit dieses Weibes verborgen hatte, die ihr langames Siechtum mit heldischer Standhaftigkeit getragen hatte und ihm in allen Lebens-lagen ein wahrhafter Freund und Kamerad gewesen war.

Wenn sie doch noch lebte!

Eine große Sehnsucht nach der fernen Toten überkam ihn plötzlich.

Wie würde sie jetzt mit ihm sorgen und rechnen, mit teilnehmen an all dem Schwestern, unter dem er fast erlag, das er um jene andere auf sich genommen, an die er sein alterndes Herz in seinem Verlangen nach Jugend und Sonne noch einmal gehängt hatte.

Da ging leise die Tür.

Hilde trat ein.

„Ich bringe den Wein, Vater!“

In einer unwillkürlichen Aufwallung zog er sie ganz nahe zu sich heran.

„Mein liebes, liebes Kind!“

Noch niemals war es ihm so aufgefallen, wie ähnlich Hilde in ihrem ganzen Wesen der verstorbenen Mutter war, daß er in einer seltsamen Gedankenverbindung auf einmal dachte, die Tote sehe ihn durch die Augen der Tochter an.

Hilde hatte sich auf seinen Schoß gesetzt und legte die Arme um seinen Hals.

„Du hast wohl viele Sorgen, Vater?“

„Ja, Kind“, sagte er leise, „sie erdrücken mich fast. Ich sehe mit ihnen auf und gebe mit ihnen schlafen. Und niemand, niemand kann mir helfen!“

Und dann überfiel ihn auf einmal ein übermächtiges Verlangen, der Tochter sein ganzes Herz auszuschnitten, daß er ihr in knappen Umrissen ein Bild seiner verzweifeltsten Lage gab.

Hilde folgte seinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Vater hatte schon manchmal mit ihr über geschäftliche Dinge gesprochen, und auch Axel hatte ihr in letzter Zeit verhältnismäßig Andeutungen über gewisse gewagte Börsenmanöver der Firma Kaufmann gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 29. Dezember 1935

Und nun schlägt der unpolitische Chronist zum letzten Male im Jahre 1935 in die Seiten seiner Schreibmaschine, um den Reihraus zu schreiben für dieses Jahr. Es war ein „Jubiläumsjahr“ für den Chronisten, wenn er auch keinen Gebrauch von dieser Tatsache gemacht hat; das war nicht so selbstlos, wie das den Anschein haben könnte, sondern das war eher die Furcht vor jedem Jubiläum, weil schließlich zuletzt doch Jubiläen nichts anderes als eben doch eine Altersbescheinigung sind, wenn auch bei solchen Feiern mehr von „Treue“ und „Verdienst um die Sache“ gesprochen wird, als vom Altwerden. Na, wir wollen nicht über solche Dinge lange pallavern, obwohl das so an der Schwelle eines neuen Jahres nahe liegt.

Dieses Jahr 1935 war das zehnte in der Reihe der Tätigkeit des unpolitischen Chronisten, der im Jahre 1925, kurz nach dem Stadtfeiertag, das anlässlich der 450. Wiederkehr des Tages des Belagerungsendes hier in Neuß gefeiert wurde, zum ersten Male als „Mederer“ hervortrat, weil ihm so manches ringsum die Stadtfeier nicht gefallen hatte, als er schrieb:

„Ein ganzes biffige Bummelbäumchen zum Herbstfest“

Nachdem nunmehr die 450-Jahrfeier (bis auf den kleinen Rest der Nachtreib-Gewährung) vorbei ist, dürfte es nicht unangebracht sein, auch einmal ein paar kritische Gedanken von der anderen — d. h. nicht Presse- oder Verwaltungsseite zu vernehmen. Diese Kritik soll die große Linie der äußeren Veranstaltungen nicht berühren; hat doch unser Stadtfeiertag in allen Zeitungen eine so gute Beurteilung gefunden, daß man schon das eigene Fest beschmücken würde, wollte man noch einmal in die Kritik der äußeren Aufmachung dieses Festes eintreten.

Aber, aber... in der Regie der inneren Aufmachung sind Dinge vorgekommen, die man nicht übergehen darf, die übrigens auch schon allenthalben so ergiebig besprochen worden sind, daß man den meisten Bürgern damit nichts Neues sagt. Da herrscht zunächst in den Wirtschaftskreisen und in der Kaufmannschaft ein ziemliches Erstaunen darüber, daß man ausgerechnet ihrer bei der Besprechung der einzelnen Einladungen und Aufforderungen überhaupt nicht gedacht hat; wenn es sonst und im Uebrigen hieß, für wohlthätige Zwecke, für den Zeughausbau usw. zu sammeln, dann hat die Verwaltung immer genau die Anschriften gewußt; nun aber: „der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann geh'n“. Wenn man dann es für unbedingt notwendig hielt, die Zeit der Neußer Not und deren Ende vom Jahre 1475 in diesem Jahre 1925 durch ein sogenanntes „Festessen“ zu feiern, dann hätte man....

Ersichtlich ist auch, daß bei diesem Neußer Stadtfeiertag große Aufträge nach Düsseldorf gegangen sind. Die Kasketen, die am Vorabend des Festes so verheißungsvoll gegen Himmel raufschien, sie waren in Düsseldorf eingelaufen; die schreden-erregenden Bärte der Riesen im Festspiel, selbst die Schminken und die Schminke des Stadtschreibers Wierstrat und seiner Genossen — seligen Gedenkens — stammten aus Düsseldorf, Druckmaschinen in rauen Mengen wurden für das Fest in Düsseldorf gedruckt, selbst die Pastetchen und noch einiges, was erlesen war, die 160 Gäste und Festgenossen aus der Umgegend zu ergötzen, entflammten unserer lieben Nachbarstadt Düsseldorf....

...Man ist wohl zu der Behauptung berechtigt, zu sagen, daß dieses Stadtfeiertag kein Volksfest war; das wäre wahrscheinlich auch nicht möglich gewesen, wenn man die Absicht gehabt hätte, es dazu zu machen. Denn der „Dalles“ steht in Lebensgröße überall, und „Festessen“ sind besonders unbeliebt, wenn man nicht selbst dabei ist und ist, sondern nur bezahlen darf. Volksfestverjuß war eigentlich nur das Kinderfest im Stadion, war vielleicht auch noch der Fadelzug am Samstag. Der sogenannte Haupttag, der Sonntag, ließ nur hier und da durch Erscheinen zylinder- und frackbewehrter Männer ahnen, daß irgendwo auf die schöne alte Stadt Neuß getoastet (an- und ausgekostet) wurde, während die Mehrzahl der wirklichen Neußer Bürger in stiller Andacht vor den neuen Steuerzetteln verharrte....

Das war der erste Bericht des unpolitischen Chronisten vor 10 Jahren, und er bekam schon bald einen ziemlich „knief“ mit allerhand Reuten, als er ein paar Wochen später anlässlich einer Not-Rede im Stadtrat sich die Bemerkung erlaubte, „...man muß schon einmal schlucken, wenn man die Worte von dem großen Brot und dem Spünger und der Not der Erwerbslosen (in der Verwaltungstredde) zu lesen bekommt und kann dann nicht daran vorbeigehen, an die vielen Feste vor einigen Wochen zu denken; wenn es um die Finanzen unserer Stadt so schlecht stand, wie konnte man dann den Mut aufbringen, auch nur einen einzigen Groschen für andere Zwecke auszugeben als eben für die Steuerung dieser in der Rede geschilderten Not. Warum denn soviel Musik, statt Brot und Kleidung, warum soviel begeisterte Toaste auf Neußer Not und ihr Ende, statt warmerherziger Hilferufe und entschlossener Linderung? Warum Bewirtung von Studenten, Journalisten und anderer Gäste, warum Reisen, Tagungen...? Es ist schon wahr, bei der Verwaltung

und bei den Stadträten ist ein ziemlicher Kassenjammer eingetreten; nun, da es an das Bezahlen geht, will man sich offenbar so langsam hinter der Fede zusammensetzen und über Steuererhöhung beraten, wobei dann das alte Rezept herauskommt: „...Es zahlen die bekannten Herren!“

Volks- und bürgerliche Unkenmüllerei

findet der Chronist beim Durchblättern seiner vielfachen Notizen, welche er auch noch gesammelt hat; und mit diesen Losen Bemerkungen zur Zeitgeschichte fing dann die unpolitische Chronik an; es war gerade in den ersten Jahren dieser Art von Stadtchronik viel zu sagen und zu „medern“, weil die Zeiten noch turbulent waren, und weil eben sich so Vieles auf der Straße und im Stadtparlament abspielte, und weil die Bürger an Zuschriften nicht sparten; es mußte manches „Gerücht“ besprochen oder richtiggestellt werden, was sicher damals eine sehr wesentliche Aufgabe war; denn mit dem Gerüchtemachen und mit dem Schlechtmachen wurde damals viel Unheil und viel Unfug angerichtet.

Da mußte der Chronist oft und entschieden für die Neußer Handeltreibenden eintreten, da sich eine ganz unverständliche Sucht sogar bei der Verwaltung eingestellt hatte, Aufträge nach fremden Städten zu vergeben, da hieß es für das noch junge Theater eintreten oder ihm sanft die Meinung sagen, da mußte hingewiesen werden auf viel zu hohe Stipendienhöhen an gewissen Stellen, die in gar keinem Verhältnis zu der Not des größeren Teiles der Bevölkerung standen, vom Musikkreis mußte gesprochen werden und von der Badeanstalt, von der Notwendigkeit — 1925! — endlich ein Krankenanto für Neuß zu beschaffen; da mußte gar das Plakat des Städtebundes theaters gegen „begeisterte“ Zeitgenossen vertreten werden, die es als „provokierend“ empfanden, daß das Plakat des Theaters — schwarz-weiß-rot sei, weswegen der Chronist dem also entschieden „Provokierten“ ein Narrenmütchen umhängen mußte. Da mußte ausgerufen werden, daß man doch die schöne alte Sitte des Martinsfadelzuges nicht verkommen lassen dürfe, und daß die Schule und die Deffentlichkeit die Pflicht hätten, einzuschreiten, da der Martinszug und der Martinsbrauch in Gefahr schwebten, unterzugehen. Da wurde zu einer Hilfsleistung in Kleidungsstücken und Lebensmitteln aufgerufen, als die Not immer höher klang — im November 1925, und in der Woche

Demokratie heißt das Schlimmste...

„morgen also müssen wir wieder einmal wählen; wenn nicht alle Zeichen trügen, werden wir morgen die je festgestellte geringste Beteiligung haben. Die Bevölkerung hat die Wahlen satt, seitdem sie nach 1918 so oft an die Urne gerufen worden ist, und seitdem jeder der 50 deutschen Parteien mindestens je 50 Male ihre Wähler enttäuscht hat, seitdem es keine Partei fertigbrachte, den verlorenen Krieg und seine Folgen zu annullieren, und aus einem Haufen Dreck Gold zu machen.“

Daß natürlich wieder jedes Klüßchen und jede fast größere Familie ihre eigene Liste aufgestellt hat, sei nur nebenbei illustriert, um diese Eigenart des Deutschen im Allgemeinen und unserer engeren rheinischen Heimat im Besonderen gebührend zu würdigen. So haben wir z. B. für die Kreis- tagswahl im Landkreise Neuß nicht weniger als 17 Listen, da offenbar jeder, der etwas auf sich hält, auf der Kandidatenliste zu erscheinen wünscht... Wenn wir einmal im ganzen Reich soweit sind, daß wir gelernt haben, kleine Eigenvorteile hinter das Ganze zurückzustellen, dann erst erwerben wir uns ein Recht auf das Deutschland-Lied, das so oft mißbraucht wird, wenn man da schmettert: „Einigkeit und Recht und Freiheit...“ vorläufig sieht es mit dem so wichtigen ersten Punkt „Einigkeit“ noch recht trüb aus....

Und während der Chronist so in seinen eigenen „Straßenblättern“ begegnet ihm auch eine Menge prachtvoller „Vadenhüter“, die auch heute noch zuweilen heranzumüssen, bedeckt zu werden: die blinden Alarmierungen der Feuerwehr, die bösen Buben, die auch damals schon mit Inbrunst auf den am meisten belebten Straßen und Plätzen ihre Fußballwettkämpfe austrugen, der Mangel an Theaterinteresse für das damals noch so fündhaft junge Städtebundtheater, der stille aber beharrliche Krieg gegen Düsseldorf, das seine Eingemeindungsgeheze zu stellen anfing, und im Dezember 1925 mußte man den Rat geben, die städtischen Konzerte einzuschränken oder abzublenden, da der Besuch in einem vollkommenen Mißverhältnis zu den dafür aufgewandten Kosten stand, und weil man das Geld sicher besser verwenden konnte.

Leben aus Januar 1925

war dann eine Hilfsaktion eingerichtet worden, die der Not steuern wollte; die Organisation hatte die damals stärkste Rat- hauspartei übernommen:

...Aber wir finden, — so schrieb damals der Chronist — daß diese lobenswerte Hilfsaktion Sache der ganzen Bürger- schaft sein muß. Was heißt da Partei, was heißt da Kon- fession? Es ist ein Regie-Fehler, in einer solchen Sache irgendwen auszuscheiden, oder das Gefühl zu wecken,

„du darfst nicht helfen“ oder „dir wird nicht geholfen!“ Es ist sicher grundfalsch, in einer solchen Bestrebung der Not- hilfe Mauern aufzurichten, die gebetrendige Herzen von- einander trennen. — Aber auch dann, wenn man diesen Ratsschlag nicht befolgt, empfehlen wir das Hilfswerk allen herzlich, und wir empfinden Freude darüber, daß wir vor Wochen mit unserer Anregung an diesem Werke mitgeholfen haben....

Aber nun wird es dem unpolitischen Chronisten an seinem „Jubiläumstag“ doch eine bißchen „schummerig“, wenn er bedenkt, es könnte einer sagen, dieser Rückblick gehehe hier nach 10 Jahren aus der Tendenz heraus, daß die Leute sagen sollen „Nein, was war der Diaz doch schon früh ein kluges Kind!“ Aber gegen diesen Verdacht möchte sich der „Jubiläumchronist“ an seinem „Jubiläumstag“ gerne schützen, indem er sagt, daß ihm solche Absicht fern liegt; aber es ist ein so eigenartiges Beschäftigtsein, doch einmal nach 10 Jahren gleichsam gegen sich selbst ein „Verfahren“ einzuleiten, daß ich der Versuchung erliegen bin. Um aber die Sache nun auch ganz im Rahmen solcher Jubiläumsfeier zu machen, wollen wir uns noch einen Absatz aus der genau vor 10 Jahren erschienenen Chronik an- sehen, der so lautet:

(29. 12.35.)

„... Was brauchen wir und was brauchen wir?“

das vergangene Jahr Gutes und Besseres?

Im Februar — ich glaube am 12. — fuhr zum ersten Male die Straßenbahn nach Kaarst; sie hatte eine kostbare Fracht geladen, nämlich unsere eben wieder einmal frisch- gewählten Stadtverordneten; Ende März verließen uns unsere beiden Beigeordneten Klein und Kern; am 26. April ist ganz Neuß auf den Weinen, um festzustellen, daß Feld Hindenburg Reichspräsident geworden war; anfangs Mai feierte die Stadt Neuß die 875. Wiederkehr des Tages, an dem die Reliquien des Stadtpatrons nach Neuß gebracht worden sind. ...Im Juni ging die vielbesungene 450-Jahrfeier der Befreiung von dem Belagerer Karl dem Kühnen in Szene, anfangs August das 50 jährige Reitervereins-Jubiläum. Ende August fuhr mit lotharer Fracht — siehe oben! — die erste Bahn nach Grimlinghausen ...kurz nach dem Schützenfest klang dann das Stadtfestes zweiter Teil unter Mitwirkung mehrerer Minister und Ministerassistenten, wobei es sehr schön gewesen sein soll, und gegen Ende des Jahres siedelte die Lese- und Bücher- halle in das alte Berufsschulgebäude an der Erftstraße über, nachdem die Knabenberufsschule vorher in das alte Bezirks- kommando (hochseligen Andenkens!) in der Kanalstraße gewandert war. Wenn wir noch erwähnen, daß wir in diesem Jahre auch noch ein Stadtheater bekommen haben, daß außer einem ganz annehmbaren „Gauß“ den „Schild- pattkamm“, eine Einheitskomödie mit Kaviar, drei Braut- paaren und einem kleinen Schuß Simili-Chebruch (auf Wunsch wiederholt) aufgeführt hat, ...dann haben wir so ziemlich alles genannt an „Ereignissen“, was uns gerade so einfiel....

So war das Ende des Jahres 1925, wie es sich in der un- politischen Chronik wieder spiegelt; das neue Jahr 1926 fing dann gleich

zinnlich „Koffinungswoll“ mit einem kleinen Lebbaben

an. Das waren keine besonders guten Aussichten, die im Ueb- rigen bezeichnend für die Folgezeit waren. Aber darüber wollen wir hier nun nicht mehr sprechen.

Natürlich bittet der unpolitische Chronist, von „Weileids- besuchen“ anlässlich seines Jubiläums freundlich Abstand nehmen zu wollen. Er verfolgte mit der Aufführung solcher Erinnerung kein besonderes Ziel; er hat nur noch einmal — nach Jahren — in seinen alten Zeitungsausschnitten geblättert, und er war der Ansicht, es würde vielleicht den einen oder anderen intere- sieren, etwas von diesem Spaziergang in die Vergangenheit mitzubekommen.

Möge jeder sich eine kleine Scheibe zum Konsum davon abschneiden, und wer keinen Appetit daran hat, der soll die heutige Chronik beiseite legen, bis sie beim nächsten Male — so Gott will, muß man bei so was sagen! — wieder in der alten Form erscheinen soll.

Diaz



Die schlagfertige Engländerin

Lady Cardigan hörte einmal mit an, wie eine ziemlich einfältige Dame ein Kompliment über ihren Verstand bekam. Sie widerlegte dieses Lob mit der Bemerkung:

„Da wundere ich mich, daß sie soviel Verstand hat; sie gibt ja nie welchen aus.“

Einmal hatte eine junge Engländerin die Taktlosigkeit, in Gegenwart einer älteren Dame zu behaupten: „Nach Dreißig ist keine Frau ansehenswert!“

Worauf die ältere Dame ruhig sagte: „Gewiß, aber vor dreißig ist keine ansehenswert.“

Die schöne Nummer

Lisa war eine kleine Verkäuferin in einem großen Warenhaus. Sie trug sich mit Vorliebe sportlich und hatte einen flachblonden Vagantkopf, aber echt, bittet! Dazu sonderbarerweise sehr dunkle, etwas verträumte Augen. Es gab manchen, der ihr nachschaute, wo sie sich bliden ließ. Denn Lisa war hübsch. Aber schon vergeben. — Er hieß Thomas, war ebenfalls blond, hatte aber scharfe, blaue Augen, mit denen er hell und gar nicht verträumt ins Leben schaute. Seine Lisa hatte er sehr gern, nur über eins konnte er sich manchmal aufregen. Und das — es muß gesagt werden — das war der dumme, verzeihliche kleine Aberglaube, den Lisa, wie alle ihre Kolleginnen, besaß und von dem sie trotz Thomas' Reden nicht ließ. So z. B. glaubte sie an Träume.



Zeichnung: Krusch

Eines Morgens im Herbst kam Lisa zu spät ins Geschäft. Da sie aber so hübsch war und recht unschuldig blickte konnte, fiel die Milde des Abteilungsleiters nicht sehr scharf aus. Gleich, als er gegangen war, bestürmte ihre Kollegin Margot sie mit Fragen, wo sie denn vergangenen Abend gewesen sei, daß sie sich heute verspätete. Lisa hatte mit Thomas zu Hause gegessen und war schon früh zu Bett gegangen, weil es einen kleinen Rausch gegeben hatte. Thomas, angeregt durch Irgegend einer ihrer Handlungen, wie z. B. dreimaliges Tischklopfen, wollte wieder zu einer seiner Anti-Aberglauben-Reden ansetzen: Lisa fand das langweilige und dumme; ein Wort gab das andere, und so hatten sie sich eben bald getrennt. Querschnitt konnte sie, so früh zu Bett gegangen, nicht recht einschlafen. Später war sie dann in einen unruhigen, träumerischen Schlaf gefallen. Einer dieser Träume war der Grund ihres Rauschzustandes. Margot wollte noch den Inhalt des Traumes erfahren. Also: ganz deutlich hatte Lisa eine Zahl geträumt, die Zahl 6275.

Abgesehen kam in diesem Augenblick wieder der Abteilungsleiter vorbei. Lisa wollte Margot den Anteil mit der Nummer schnell aus der hinteren Hand nehmen, damit der Vorgesetzte nichts bemerkte. Aber weiß der Hund, wie es vor sich ging — hielt Margot den Anteil zu fest, oder zog Lisa zu stark —, daß Margot sich mitten durchs Zimmer hin, der Abteilungsleiter war vorbei, ohne etwas gemerkt zu haben. Sonderbarerweise war aber, so viel auch gesucht wurde, der Teil des Zettels, der doch noch in Margots Hand sein mußte, nirgends aufzufinden. Vielleicht geriet er beim Hinunterfallen in eine Ritze oder zwischen die Waren. Lisa hatte nur noch ihre Papierauffälle, und darauf stand: 75.

„Gut“, sagte Lisa, „gut, daß ich kein schlechtes Gedächtnis habe.“ So nahm sie einen Bleistift und schrieb vor die 75 die Zahl 43. Denn das war nach ihrer Meinung die erste, verlorengegangene Hälfte der — ebenfalls nach ihrer Meinung — glückbringenden Nummer, die ihr im Traum erschienen war.

Margot aber, die das sah, sagte nichts, sondern dachte: „So ein dummer Aberglaube! Wie kann man nur eine Losnummer spielen, die man geträumt hat! Wenn ein anderer die geträumte Nummer spielt, ja, dann ist die Sache anders, dann gewinnt die Nummer natürlich. Das ist kein Aberglaube, daran glaube ich auch.“ Und sie notierte sich: 6275, denn das war die richtige Zahl aus Lisas Traum, die sie sich gemerkt hatte.

Lisa jedoch verwahrte ihren Zettel mit der Zahl 4375 gut. Und trug ihn einige Tage in ihrem Täschchen herum. Mit Thomas schaute sie sich bald aus, und wieder saßen die beiden abends in Lisas Zimmerchen. Da fiel Lisa die Losnummer ein. Sie holte sie hervor, und — o Schreck! — man konnte von der Bleistiftschrift nur noch 43 lesen: die andere Hälfte war durch das lange Tragen in der Handtasche vollkommen verwischt, verweht, unleserlich. Aber Lisa hatte ja ein gutes Gedächtnis, so fügte sie der 43 ohne langes Besinnen eine 98 an. 4398 — natürlich: das war die Zahl, die ihr geträumt hatte.

Thomas wollte wissen, was sie da schreibe. Als sie mit der Antwort zögerte, denn sie fürchtete eine neue Zwispredigt gegen ihren Aberglauben, rief Thomas, dem die Sache anfangs verdächtig in der Hand, ihr das Zettelchen weg. Lisa hielt aber fest und — rief! — Thomas hatte die Zahl 43 erwisch! Die 98 verfluchte Lisa sofort gut, damit sie nicht dasselbe Schicksal ereile wie die arme 43, die von Thomas in den Ofen geworfen worden war. An diesem Abend gab es wieder einen Krach wegen Lisas dummen Aberglaubens, denn Thomas, der sein Mädchen kannte, hatte die Sache gleich durchschaut.

Als er fort war, trante Lisa einen Bleistift

hervor und schrieb zu der 98 die Zahl 89. Denn sie hatte ja ein gutes Gedächtnis, und 89 war nach ihrer Meinung die fehlende Zahl.

Am anderen Tag — sie wollte doch endlich sehen, wer recht hatte, sie mit ihrem „Aberglauben“ oder Thomas —, am anderen Tag also ging sie zu einer Lotterie-Einnahme, um sich das Los zu kaufen, welches die ihr geträumte Nummer trug. Sie holte ihren Zettel aus der Tasche und nannte die Zahl. Da sie aber den Zettel verkehrt herum hielt, las sie 6886 statt 9889.

„Das Los Nummer 6886 ist noch vorhanden“, sagte der Einnahmer. Lisa bezahlte drei Mark für ein Asteil, nahm das Los und ging fort.

Nach einer Weile erfolgte die Ziehung. Margot, die Nummer 6275 gespielt hatte, war damit glänzend durchgefallen. Lisas Nummer 6886 dagegen war — mit dem Großen Los herausgekommen!

Seute ist Lisa keine kleine Verkäuferin in einem großen Warenhaus, sondern die Frau ihres Thomas, der mit dem Gewinn ein schönes Geschäft angefangen hat. Er liebt Lisa und sie ihn, aber sobald das Gespräch auf Aberglauben kommt, auf den dummen, verzeihlichen kleinen Aberglauben, darf er nicht mitreden, obwohl Thomas sonst wirklich kein Pantoffelheld ist. Manchmal sagt Lisa vor sich hin: „Ja, Träume sind keine Schäume“. Und man weiß nicht recht, ob Thomas daran glaubt oder nicht.

Der Landhelfer / Skizze von Hermann Ler

Nicht warm und frühlich blinzelten die Strahlen der Septembersonne durch die Augenlider der Fenster in die niedere Bauernstube. Vom Dache herab drang der Lärm jeternder Spägen, die der sonnige Herbst munter gemacht hatte. Ein Buchfink schlug im buntenfarbigen Kastanienbaum vor dem Hause, und vom Garten her lockten aus dem alten Birnbaum ein paar Schwarzwälder, die an den reifen Birnen gute Mahlzelt bieten.

Das Mittagmahl war eingenommen, und Mähe, die Altmagd, die dem verwitweten Edbauern den Haushalt in Ordnung hielt, und Karl, der Landhelfer, waren wieder an ihre Arbeit gegangen. Nur der Bauer Johann sah noch allein am Tisch, Brosamen mit den schweißigen Händen krümelnd, in Gedanken versunken.

Der Bauer Johann war heute so müde, so unsäglich müde, wie er es noch nie im Leben gewesen und wie es nie ein Bauer sein darf, auch nicht im Herbst, wenn die Ernte so weit unter Dach und Fach und die Winterfaat noch zu streuen ist. Auf dem Wingersacker oben nach dem Himmelsberg zu wollte er ja gehen, aber noch nie hatte der Bauer Johann seine achtundfünfzig Jahre so als Last gespürt wie heute. Bisher war er recht und leicht mit aller Bauernarbeit fertig geworden. Aber nun? Der Bauer Johann wußte es, längst hätte ein Junger das Regiment hier im Hause und auf dem kleinen Hofe übernehmen müssen. Aber ach! Er blickte hinüber zu der blaugelben Wand, an der die Bilder seiner Frau und seiner beiden Söhne hingen.

Ein von Arbeitschwere gesuchtes Frauengesicht blickte ernst, aber glütig zu ihm herab. Das war des Edbauern Weib, eine treue Gehilfin und gute Hausfrau. Er kannte die Geschichte einer jeden Gramfurche. Die sich da quer über die Stirn zu dem gebliebenen Paar der Schläfen hinzog, hatte sich gegraben, als die Kunde im Frühjahr 1918 kam, Karl, der jüngste Sohn, dessen Bild zur Linken des seiner Mutter hing, sei in Frankreich gefallen. Und eine zweite Gramfurche! Ja, heute jähre sich wieder einmal der Tag, an dem auch sein ältester Sohn auf Frankreichs blutgetränkten Schlachtfeldern dem grausamen Kriege sein Leben zum Opfer geben mußte. Ein Septembertag war es gewesen wie heute. Drüben auf dem Wingersacker hatte er den Acker zur Herbstfaat bereitgemacht. Ganz lebendig trat die Erinnerung vor ihm: Gedächtnis war er hinterm Pflug in der Ackerfurche gesunken, plötzlich aber war das Pferd unruhig geworden, es spürte die Ohren, blähte die Nüstern, und da klang ein dumpfes Rollen an sein Ohr: die große Schlacht im Westen. Zwei Wochen später, als die ersten grünen Saatpflügen aus dem Acker sprossen, kam die traurige Nachricht vom Feldtod des Ältesten. ...

Des Bauern Bild ruhte auf den Wänden seiner beiden gefallenen Söhne. Stämmige Burichen mit breiten Schultern und starken Fäusten waren es gewesen, die sicher Pflug und Reine führen konnten. Und jetzt war das alles nichts. Die Söhne tot, er alt und müde. Der Edbauer hätte aufschreien mögen. Lebten die Söhne noch, hätte er längst aufs Asteil sich zurückziehen können, Entel spielten dann wohl im Hofe — aber so war alles leer und tot. Ach, daß mich der Herrgott bald zu Weib und Söhnen abruft, dachte der Bauer, länger ertrage ich nicht das leere Leben mehr. Die Acker, Wiesen, Felder, Haus, Hof und Garten schienen nach einem jungen neuen Herrn, und niemand ist da von meinem eigen Fleisch und Blut, der sich ihrer annehmen kann. Was wird einmal geschehen mit dem Hof, wenn er seine Augen schließt? Verwandte hat er genug. Sie warten nur darauf, die Acker seines Hofes zu ihrem Besitz zu schlagen, und hier in sein Haus wird irgend jemand als Mieter einziehen. ...

Weiter kam der alte Bauer mit seinem Sinnes nicht. Denn da trat etwas Junges, Starkes, Kraftvolles in die Stube, der Landhelfer Karl, der nun zwei Sommer und einen Winter bei ihm im Dienste stand, ein froher, munterer, aufgeweckter Burche von zwanzig Jahren, ein Stadtkind, Sohn einer Witwe mit fünf Kindern. „Vater“ — der Landhelfer nannte den Bauer Vater, weil es die Altmagd auch so machte —, „ist angepannt. Wist nicht kommen?“

„Hast auch nichts vergessen, Karl?“

„Rein!“ Er zählte dem Bauern alles auf.

„Gut, ist richtig. Dann wollen wir fahren.“ Schweren Schrittes ging der Alte hinaus, sein Bild ruhte auf dem Zungen, der vor ihm herschritt. Ach, hätte er nur

Die Ruß und ihre Verwendung

Die Ruß ist eine sehr blutbildende, nahrhafte Frucht, die reichlich genossen werden sollte. Vor allem blutarme Menschen und solche mit schlechter Blutcirculation sollten sich den Genuß von Rußen zur Gewohnheit machen. Nur Leute, die gegen Fettanlag und starke Gewichtszunahme kämpfen, müssen darauf verzichten. Da Ruße aber schwer zu verdauen sind, sollte man sie niemals in großen Mengen kurz vor dem Schlafengehen genießen.

Die Schale der jungen Ruße soll natürlich nicht mitgegessen werden. Sie hat einen unangenehmen, bitteren Geschmack und wird abgezogen. Alte Ruße, die trocken und ölig scheinen, legt man einige Tage in kaltes Wasser, wodurch sie wieder Frische und Geschmack gewinnen.

Ruße, die man längere Zeit aufbewahren will, darf man nicht auf einen Haufen schütten, weil sie zu Schimmelbildung neigen. Man hängt sie vielmehr in großmächtigen Regalen an einem luftigen Ort auf. Auch in irdenen Töpfen, beispielsweise Zinnentöpfen, halten sich die Ruße vorzüglich.

Sehr nahrhaft, bekömmlich und schmackhaft ist Rußsuppe. Die Schale der frischen Ruße wird abgezogen, bevor die Früchte mit dem Mörtel gut zerleinert und in Milch mit Zucker und Zimt aufgeschot werden. Man reicht dazu Wafröndchen oder — wenn man auf Zucker verzichtet hat — Semmelbröckchen, die in Fett geröstet wurden.

Geraspelte oder fein gewiegte Ruße, mit Butter oder Pflanzenbutter vermengt, sind ein ausgezeichnetes Brot-aufschrift, besonders für Kinder. Eierkuchen, mit solcher Rußbutter gefüllt, schmeckt ausgezeichnet, wie eine Rußstreuauflage auf Törtchen, Kuchen und kleinem Gebäck ja auch besonders wohlschmeckend und anregend wirkt!

so ein junges Blut als eigen auf dem Hof. Leichtfüßig kletterte der Landhelfer auf den Wagen, streckte dem Bauern die Hand hin und half ihm hinauf.

Auf dem Wingersacker angekommen, spannte Karl das Pferd ab, schritt es an die Egge und eggte das Feld ab. Als es ans Ende ging, wollte der Bauer dem Landhelfer wehren: „Du kannst's noch nicht!“ Doch Karl ließ nicht locker. Zehn Schritte führte der Bauer vor, dann kam er dem Landhelfer das Stetuch um; seine Hände zitterten. „Es geht nicht mehr, ich bin zu alt, ja, du, Karl, aber mach's recht.“

Mutig griff Karl in die Roggenkörner und streute sie im breitenden Wogen. So säte er, Hand um Hand, Schritt um Schritt.

Der Edbauer setzte sich auf die Wagenendeckel. Er war so müde, müde und sah zu, wie der Junge da sich abmühte im ersten Gang unruhiger Bauernarbeit. Und es kam über den Alten eine hehre Erkenntnis, ein heiliges Wissen, es war ihm, als schreite einer seiner Söhne da über seinen Acker, einer der Söhne, die in Frankreichs Erde ruhten. Dem Edbauer war es zumeist, als träume er. Eine Brücke in den Farben des Regenbogens spannte sich von dem braunen Vagader zu den stummen Grabfeldern Frankreichs, darauf kamen die beiden für das Vaterland geopferten Söhne geschritten und zeigten auf das junge Blut, das ihren Acker säte. ...

Fast erschrocken fuhr der Edbauer auf, als Karl zu ihm trat: „Ich bin fertig mit Säen!“ Der Alte nickte stumm; er konnte vor Ergriffenheit nicht sprechen. Karl machte sich daran, die Saat unterzulegen.

Als sie nach Hause fuhren, wußte der Edbauer, was er zu tun hatte. Zu Karl war seinem Hofe ein neuer Bauer geschenkt worden, ihn will er zum Erben seines Hofes einsetzen, dann wird alles wieder gut werden.

Aus dem Reich der Natur

Das wunderbare Zeitgedächtnis der Bienen. Nachdem schon durch frühere Veruche nachgewiesen wurde, daß die Bienen ein Zeitgedächtnis haben, hat man jetzt gefunden, daß dieses Gedächtnis von hoher biologischer Bedeutung für die Tiere ist. Dazu muß man wissen, daß die meisten Pflanzen das Bienenfutter, Pollen und Nektar, in täglich sich wiederholendem Rhythmus liefern. Tatsächlich setzt der Bienenflug erst mit der Zeit der Futterdarbietung ein. Selbst wenn Temperatur und Luftfeuchtigkeit dem Flug günstig sind, suchen die Bienen die Blüten erst auf, wenn die Nektarzeit abzusondern beginnt. Mit dem Ende der Futterlieferung hört der Bienenbesuch auf. Eine Reihe von Nektarblumen liefert nachts, morgens oder abends den meisten Nektar. Andere scheiden den Nektar vor allem zur Mittagszeit ab. Den meisten Nektar liefert übrigens die Asclepias cornuti mit 5,3 Milligramm täglicher Menge in einer Blüte, die geringste Menge die Blüte der soa. Tilia cordata mit 1,9 Milligramm. Bei gut dreifertigen Bienen erweist sich nach den Untersuchungen Elisabeth Klebers das Zeitgedächtnis so stark, daß sich Alarmierung zur Fütterung außerhalb der gewohnten Futterstunden nur schwer dagegen durchsetzen kann.

„Baumtrebs.“ Der russische Forscher Jareichento hat es sich zur Aufgabe gemacht, die ringartigen Kröpfe an den Buchen seiner Heimat auf ihre Entstehung hin zu untersuchen. Dabei fand er, daß diese Auswüchse, die man, in anderer Form und durch andere Ursachen entstanden, bei uns irrtümlich als „Baumtrebs“ bezeichnet, keine Erkrankung des Baumes sind, sondern nur eine Krümmung der Holzfasern infolge ungleichmäßigen Zuwachses der Jahresringe. Die Kröpfe verdanken ihr Dasein nämlich Verdrängungen der Rinde durch — Spechtel! Zur Zeit des „Hochzeitsanges“ suchen die Vögel die gesunden Stämme auf und schlagen mit ihren Schnäbeln kleine Löcher rings um den Stamm herum, in verschiedener Höhe, in die Rinde ein. Anfanglich sind es dicht beieinanderliegende, winzigen Kratern vergleichbare Gebilde, die, nach Jahrzehnten — häufig vergehen zwanzig bis fünfundsiebzig Jahre — zu Wülsten zusammengewachsen, sich in Ringen um den Stamm legen, und vor allem den Buchenwäldern Transsylvaniens ein recht merkwürdiges Aussehen verleihen.

* MODE UND HEIM *

Launen der Mode

Festliche Kleider für feierliche Stunden



Ein heiter-beschwingter Silvesterabend — ein feierliches Neujahrsfest — viele Gäste und festliche Stunden — wir brauchen schöne, feierliche Gewänder, die der Stimmung Rechnung tragen. Unser linkes Modell zeigt ein einfaches Abendkleid aus Seidengorgette, Lichtrot auf dunkelrotem, glänzendem Unterkleid. Es ist ohne Zierat gearbeitet, nur in der Mittellinie vom Halsausschnitt bis zur halben Unterlänge reich gezogen. Zwei breite, gerade Schalschleifen, die bis über die Hüften herunterfallen, sind durch die Straßspannen am Ausschnitt gezogen und fallen faltenreich über den Rücken wie ein falsches Cape. Man trägt dazu das Diadem aus gleichem Material wie Armreif und Clip. Das zweite Modell besteht aus geblütem und sehr zart gemustertem Cloqué und ist ebenso schlicht in Anlehnung an den griechischen Stil gehalten. Eine schräge Raffung des Blusenteils ist auf der Schulter mit einem Clip gehalten. Wirkungslos als einziger Schmuck ist ein breiter goldener Gürtel, nach den Seiten schmaler zulaufend und mit den Farben des Kleiderstoffes zierlich bestickt. Eine Bedingung für die Wirkung dieser schönen, modischen Gewänder: niemals überladen, sondern die Schönheit des Materials zur Geltung kommen lassen.

Das gastfreie Haus

und der Mut zur Einfachheit

Die neue deutsche Gastlichkeit soll im Grunde nur wieder die „alte Gastlichkeit“ sein. Ein wenig Mut zur Einfachheit, ein wenig Ehrlichkeit und eine gewisse Energie in dem Bestreben, allen Annehmlichkeiten der Gastlichkeit den kleinen Nebenraum im Rahmen der Gastlichkeit einzuräumen, der ihnen gebührt.

Kein falscher, kein erborgter Glanz mehr, kein mit bitteren Opfern erkauftes „glänzendes Auftreten“, sondern eine offene Gastlichkeit des Herzens, die in absoluter Übereinstimmung mit dem Lebensverhältnis zu stehen hat. Denn die Gastlichkeit, die wir nun wieder pflegen, soll für alle Beteiligten eine Freude sein. Der Gast will gern und häufig wiederkehren, ohne das Gefühl zu haben, daß sein Kommen Schwierigkeiten oder gar materielle Opfer bereitet. Die Wirtin aber können in schöner Offenheit jederzeit zeigen, in welcher bescheidenen Weise sie leben und ihre Freunde herzlich auffordern, an den heiteren und interessanten Abenden teilzunehmen.

Denn das Wichtigste ist nun einmal der Geist, der die Gastlichkeit trägt. Und da hat es eben den Anschein, als hätte der prunkvolle Aufwand früherer Jahre nur dazu gedient, die geistige Leere einer wahllos zusammengestellten Gesellschaft zu verdecken. Denn die Wahl der Gäste ist eine strategische Aufgabe, wogegen die meisten Menschen einen Kreis feillich und geistig annähernd gleichgestimmter Freunde haben. Dennoch müssen alle möglichen Bedenken erwogen werden, auch auf private Feindschaft und Sympathie muß Rücksicht genommen werden. Schließlich ist noch zu bedenken, ob man einen größeren Kreis gemeinsam zu Gast bittet oder ob man die gleiche Anzahl von Freunden in kleineren Gruppen an verschiedenen Tagen einlädt.

Es ist für alle Teilnehmer meist besonders anregend, wenn man dem Abend eine besondere Note gibt. Sei es, daß man unter dem Motto „Kammermusikabend“ eine Reihe künstlerisch begabter Freunde zu einigen guten Darbietungen — niemals zu

viel des Guten! — veranlaßt, sei es, daß man ein neues, wichtiges Buch in den Mittelpunkt eines zwanglosen Redestretts stellt oder einen der Gäste zu einem Vortrag oder Erzählung mit Photos von seinen Reisen veranlaßt. Es ist immer geschickt, dem Kreis der Gastlichkeit gelegentlich neue Persönlichkeiten zuzuführen, um das Interesse nicht in allzu festgelegte Bahnen zu lenken. In der Faschingszeit wird ein Hausball unter bestimmter Devise sehr viel Anhang finden.

Ist für den geistigen Gehalt des Abends gesorgt, so daß sein Gelingen außer Frage steht, so kann die Hausfrau daran denken, den lieben Gästen eine kleine Erfrischung zu reichen. Lauter die Einladung auf halb neun Uhr abends, also deutlich „nach dem Abendessen“, so ist es mit einer Schale Tee und kleinen Kuchen oder Teegebäck, mit Rauchwaren für die Herren, getan. Letztere werden in der Regel dem Tee den preiswerten, selbstbereiteten kalten oder warmen Vorschlag oder ein Glas Bier bevorzugen.

Hat man eine größere Anzahl von Gästen zu bewirten, scheut man die Steifheit der gedeckten Tafel oder stellt es an Raum, so stellt man das bewährte kalte Büfett auf, das gut besetzt ist mit fertigen Brötchenplättchen (möglichst kleine Brötchen, damit ein Teller nebst Besteck nicht unbedingt erforderlich ist), Salatschüsseln und Obst. Dazu reicht man eine Botole, eine kalte Ente oder ebenfalls Tee. Das kalte Büfett ist in der Regel, wenn man auf die Salate und Vorgerichte einige Sorgfalt verwendet, etwas kostspieliger als ein gutes Abendessen, das aus drei Gängen besteht — Vorgericht oder Suppe, Fleisch mit Beilage und Käseplatte oder Süßspeise.

Eine sehr hübsche Einführung ist der „freie Nachmittag“. Die vielbeschäftigten Herren sind heute in der Regel am frühen Sonntagsnachmittag vom Dienst befreit. Viele junge Ehepaare haben die Sitte eingeführt, ihren Bekannten mitzuteilen, daß sie diesen Nachmittag gemächlich zu Hause verbringen und sich über jeden lieben Gast freuen. Dann wartet ein Tablett mit Kaffeetassen und Hausmachertuchen auf die Gäste, und man läßt sich zwanglos nieder. Der Ton der Unterhaltung ist entsprechend lebhaft und unzeremoniell. Ein paar anregende Stunden bei interessantem Gespräch — dann trennt man sich in bester Stimmung, und der Sonntagsabend ist trotzdem noch für einen Theaterbesuch oder andere Unternehmungen frei.

Wir Hausfrauen raten einander!

Kürbis und Tomaten als Gemüse. Den entkernten und geschälten Kürbis hobelt man sehr fein, salzt ihn und läßt ihn stehen, um dann die Flüssigkeit abzugießen. Mit reichlich gutem Fett bereitet man eine Mehlschwitze, gibt viel Tomatenmark oder durchgerührte frische Tomaten dazu, würzt mit Salz, Paprika und Pfeffer und dampft darin den Kürbis weich. Vor dem Anrichten gibt man ein wenig saure Sahne hinzu und säuert bei Bedarf noch mit Zitronensaft oder Essig nach.

Was rät der Hausarzt?

Mehr gurgeln!

Gurgelwasser desinfiziert die Mund- und Rachenhöhle, das heißt, Krankheitserreger, die sich dort niederlassen, werden getötet. Es wäre daher wünschenswert, wenn in den kritischen Monaten, also in der Übergangszeit vom Sommer zum Winter und vom Winter zum Frühjahr, alle Menschen sich dieses einfachen Vorbeugungsmittels bedienen wollten. Es gäbe weitläufiger Hals- und Rachenentzündungen, Erkältungen und Schnupfen! Schleimige Absonderungen, die leicht einmal auftreten können, werden durch das Gurgelwasser gelöst und die Schleimhäute im allgemeinen gekräftigt. Beste schleimlösende Wirkung besitzen alkalische Wasser und Sodaaufösungen. Als zusammenziehendes Gurgelwasser ist eine Lösung von essigsaurem Tonerde bekannt. Reinigend und zugleich desinfizierend ist Gurgelwasser, das aus je fünf Gramm Myrrhentinktur, Glycerin und Borax sowie 100 Gramm Wasser besteht. Alle Mundgerüche beseitigt man mit einer Wasserstoffsuperoxyd-Lösung. Die Temperatur des Gurgelwassers soll lauwarm sein, nur bei besonderen Reizungen und Entzündungen in der Mundhöhle sind kalte Mundwässer angenehm. Stärkere Arzneimittel sollte man dem Gurgelwasser niemals zufügen und sich auch nicht der Hoffnung hingeben, daß eine stärkere Dosis, als verordnet, raschere Wirkung habe. Es besteht immer die Gefahr, daß der Patient etwas von der Lösung verschluckt und sich Magenschäden zuziehen kann.

Was sagt der Jurist dazu?

Die Aussteuer

der Erbhofsdotter

In der letzten Zeit hat eine Frage aus dem Erbhofrecht besonderes Interesse gefunden: Kann eine Erbhofsdotter, die zu Lebzeiten des Vaters heiratet, eine Ausstattung im Sinne des Erbhofgesetzes (§ 30 Abs. 2) verlangen oder ist sie auf den Aussteueranspruch des bürgerlichen Rechts (BGB, § 1620) angewiesen? Der Unterschied liegt nicht nur darin, daß je nach der Beantwortung der Frage ein anderes Gericht — das Erbhofgericht oder das Amtsgericht — zuständig ist. Der Begriff der Ausstattung nach dem Erbhofrecht ist auch ein weiterer. Während die Aussteuer hauptsächlich den Hausrat umfaßt, dient die Ausstattung vor allen Dingen der wirtschaftlichen Vervielfältigung der Erbhofsdotter. Sie kann daher auch „in der Bewahrung von Mitteln für die Beschaffung einer Siedlerstelle bestehen“.

Die Gerichte haben anfangs verschieden dazu Stellung genommen. Jetzt beginnt sich aber die Anschauung durchzusetzen, die das Erbhofgericht in Hofstad vertritt (in W. 34/2790). Danach soll das Erbhofgesetz hier erst dann eingreifen, wenn der Vater gestorben ist. Heiratet die Tochter vorher, dann habe es bei der Aussteuer des bürgerlichen Rechts sein Verweiden.

Ein Mieter schleppt Wanzen ein!

Wismutellen müssen Hauswirt oder Zimmervermieter die unangenehme Entdeckung machen, daß der neue Mieter entweder aus Unachtsamkeit oder Unsauberkeit Wanzen in die Wohnung eingeschleppt hat.

Was Pilantes für den Neujahrsmorgen!

Warum nur immer Heringsalat! Aber bitte — auch Heringsalat kann köstlich sein. Hier ein gutes Rezept: sechs gewässerte Salzheringe, ebensoviel Fleischreste, einige reife Äpfel, Salzgurken, einen Teller rote Rüben, sechs harte Eier und einen Teller gekochte Kartoffeln, alles in kleine Würfel schneiden und mit einer scharfen Mayonnaise — Zitronensaft und Selleriefalsz nicht sparen! — und Kapern vermischen.

Aber manchmal tut es auch ein Rostmops, noch dazu, wenn man ihn recht zierlich anrichtet, nämlich auf einer halbierten Gewürzgurke und umgeben von Tomatenschleiben, Selleriefalsz, Radieschenschneideln und gehackten Gewürzkräutern. Man reicht dazu Toast oder Schwarzbrot, kein Weißbrot!

Russischer Salat wird nur aus feinen, gekochten Gemüse zubereitet. Man verwendet Blumenkohl, Erbsen, Bohnen, Mohrrüben, Rosenkohl, Sellerie und was die Jahreszeit bietet. Die Mayonnaise muß pikant abgeschmeckt sein. Walдорfsalat hingegen besteht aus Früchten — Äpfeln, Birnen, Kirschen und Tomaten — mit Mayonnaise übergossen. Man darf kräftig würzen.

Golche Pfannkuchen

gelingen immer!

Und ohne sie kommt man ja auch nicht richtig ins neue Jahr!

Alle Zutaten zum Hefeteig müssen angewärmt werden, der Teig selbst darf keinen Zug bekommen und soll dreimal gehen: einmal soll der Vorteig — ein Teil der Mehlmenge mit Milch und der Hefe — zu doppelter Größe aufgehen. Zum zweiten muß dann der fertig gemengte große Teig ein bis anderthalb Stunden aufgehen. Schließlich sollen auch die Formen — Hörnchen, Tischen, Brötchen, Schnecken — noch zehn Minuten stehen, bevor sie ins siedende Fett kommen.

Ein guter Hefeteig: zwei Pfund Mehl, 100 Gramm Fett — Schmalz, Margarine, Butter, jeweils zerlassen — zwei Eier, drei Achtelliter Milch, 60 Gramm Zucker, 10 Gramm Salz, 60 Gramm Hefe.

Der fertig gegangene Teig wird halbfingerdick ausgerollt und mit dem Glas zu kleinen runden Plättchen ausgestochen. Zwischen zwei Plättchen kommt ein Klecks Pflaumenmus oder Marmelade. Die Plättchen werden mit Eigelb bestrichen und gut angedrückt. Nach dem Baden wälzt man die Kuchen in grobem Zucker.

Nicht immer nur Karpfen — wir setzen unseren Lieben diesmal einen Wildschweinbraten vor, der mit allerhand gedünsteten Gemüse garniert ist. Auch halbierte Tomaten gehören dazu neben gebündelten Schwarzwurzeln, Bohnen, Blumen- und Rosenkohl. Für die Abendstunden wird ein Punsch in dieser Jahreszeit immer besonders erwünscht sein. Zitronenpunsch ist sehr bekömmlich; in jedes Glas wird eine Scheibe Zitrone gelegt, dann wird ein Punsch aus vier Zitronen, einer Flasche Rotwein, einem Viertelliter Rum, einem Pfund Hutzucker und anderthalb Liter kochendem Wasser darübergegeben. Besonders wirkungsvoll ist es, wenn man den Hutzucker über dem Bohnengefäß auf einen Rost legt — eigentlich auf die „Feuerzange“ —, ihn mit Rum übergießt und abbrennt. Zum Warmhalten der Bohnengefäße eignet sich Holzkohle oder Glühstoff. Als Beigabe für derlei köstliche Getränke sei Mohndriesel empfohlen oder eine Torte aus Glückspilzen, bestehend aus einem einfachen Märbe- oder Hefeteig, zu Pilzen geformt, mit rot gefärbtem Zucker oder Schokolade überzogen und mit weißen Zuckerpunkten oder Mandelstücken verziert.

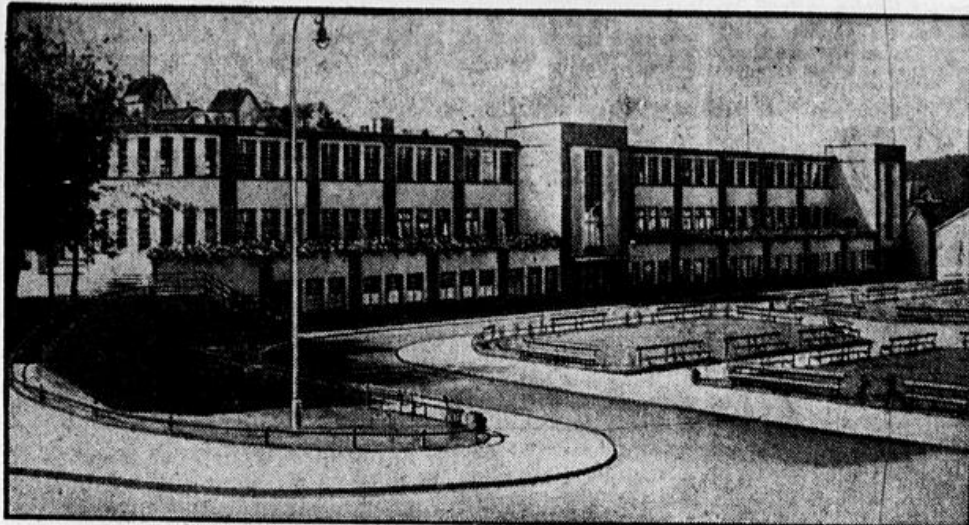
Das praktische Heim

Mal was anderes auf dem Neujahrstisch



Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Die Sühler Waffen- werke werden gemeinnützige Stiftung

Das Gemeinschafts-
haus der Berlin-Sühler
Waffen- und Fahrzeug-
werke, bisher Sühler u.
Co., Suhl in Thüringen,
die im Namen des Füh-
rers durch Reichstätt-
halter Sühler als natio-
nalsozialistische Stiftung
übernommen wurden.

Bild rechts:

Leopold von Ranke
zum 140. Geburtstag

Leopold von Ranke,
der große deutsche Ge-
schichtsschreiber, wurde
am 21. Dezember 1795
zu Wiehe (Thüringen)
als Sohn eines Advoka-
ten geboren.



Schwarzwälder Spinnstube

Hier kommt wie in
vielen ländlichen Gegen-
den an den langen Aben-
den des Winters das
Spinnrad zu Ehren.

Bild rechts:

Anthony Eden
zum Außenminister
ernannt

Der bisherige englische
Völkerbundsminister
Anthony Eden wurde als
Nachfolger Sir Samuel
Hoares zum Außenmini-
ster ernannt.



Weihnachten auf See

Bild in die Mannschaftsmesse eines deutschen Schiffes,
in der auch am Weihnachtsabend der Lichterbaum nicht fehlte.



Jumbo will telefonieren

Jumbo, der kleine Elefant des Zirkus Ascot,
hat sich in eine Telefonzelle verirrt.

Bild oben:

Zwei, die hoch hinaus wollen

Links: Elsa Droyson,
die in London eintraf,
dürfte mit 2,55 Metern
wohl die größte Frau der
Welt sein. Sie hat fäh-
rigens eine fast eben-
große Schwester! Rechts:
Ein Akrobatenskind eines
englischen Artisten, der
mit seinen Darbietungen
auf offener Straße für
einen Londoner Zirkus
wirbt.

Bild links:

Mussolini in der neuerbauten Stadt Pontinia

Bei den Einweihungs-
feierlichkeiten der neuen
Stadt Pontinia, die im
trockengelegten Gebiet
der Pontinischen Sümpfe
erstand, überreichten
Frauen dem Duce 19
goldenen Eheringe.

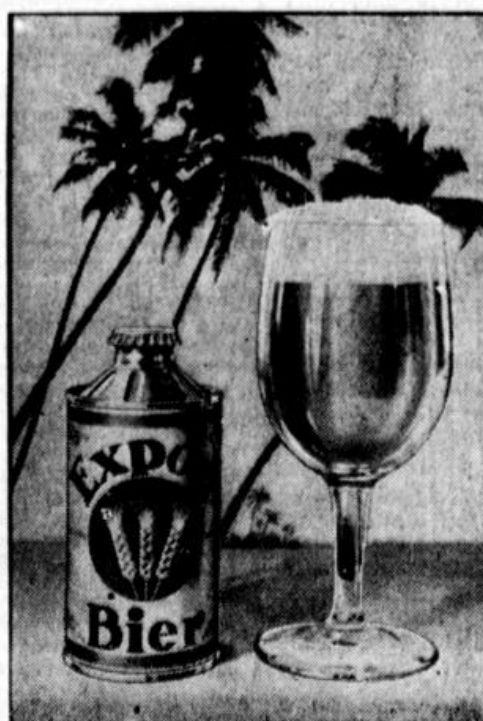


Bild links:

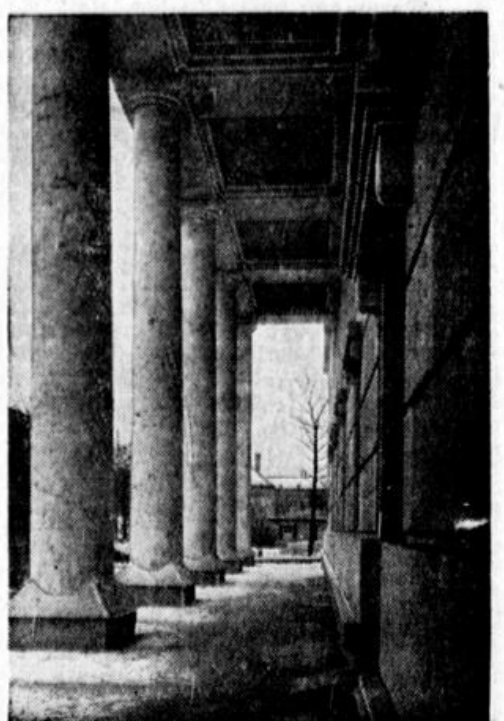
Bier in Dosen

Eine der neuen Blech-
dosen für Bierverpackung,
wie sie von der deutschen
Blechwarenindustrie
jetzt herausgebracht wer-
den.

Bild rechts:

Die Gerüste sind gefallen

Der Säulenbau des
Hauses der Kunst in
München, dessen Außen-
maße jetzt von den Ge-
rüsten befreit wurde.



Der M...

Der M...

Der M...

Der M...

Der M...

Der M...

Der M...

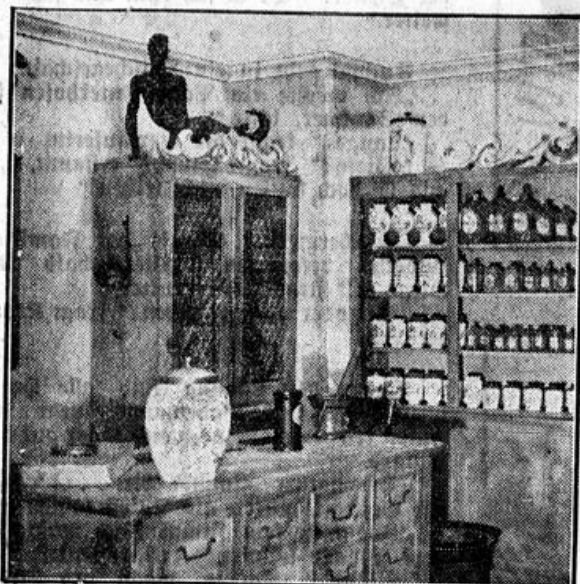
Der M...

Der M...

Spielfeld der Jugend

Man verbrenne eine Kröte

Aus der Hausapotheke des Mittelalters
Die Rezepte vergangener Jahrhunderte haben eine Eigentümlichkeit gemeinsam — sie sind merkwürdig unappetitlich einzunehmen oder anzuwenden. Der Abscheu



Eine mittelalterliche Apotheke

Photo: Scherl-Bilderdienst — M.

vor der Arznei muß uns noch aus Urväterzeiten in den Knochen sitzen.

Welch barbarischer Geist konnte darauf kommen, die

Finger der Gebetteten zu Heilswunden zu benutzen? Welche Überwindung gehört dazu, sich abgezogene Hufe auf Wunden binden zu lassen oder in die noch heiße, dampfende Haut eines frisch geschlachteten Hammels zu kriechen, um den Rheumatismus loszuwerden! Lebende Ameisen einzunehmen, galt als bestes Mittel gegen hartnäckige Verdauungsstörungen, und mit lebend zerstoßenen, dann gerösteten Krebsen bereite man ein Haarwuchsmittel.

Chirurgische Eingriffe ohne Betäubung, ohne antiseptische Mittel bedeuten in den Augen eines modernen Arztes nicht viel weniger als Mord, und wie es bei der früher üblichen Säuglingspflege möglich war, gesunde Kinder anzuziehen, ist ein reines Rätsel. Was bei der Kindererziehung, bei der Krankenbehandlung noch am Leben blieb, was die Seuchen und Epidemien überwand — das allerdings war die Kunst der Gefindenen des Volkes, von diesem Standpunkte aus mag an den da-

maligen hygienischen Zuständen etwas Gutes gewesen sein. Daß zahlreiche Hausmittel harmloser Art, vor allem einfache Packungen und Tees, nach längerer Verachtung doch wieder aufgenommen wurden, sei nicht vergessen. Und es sei auch daran erinnert, daß die Formel, mit der die meisten der alten Rezepte anfangen: „Man verbrenne eine Kröte...“ (oder irgendein anderes Tier) auch heute wieder eine gewisse Geltung beansprucht. Arbeitet doch unsere moderne Arzneikunde viel mit der „Tierlehre“ — den Verbrennungsrückständen von allerlei Kreaturen.

Rossitten in Addis Abeba

Die Vogelwarte Rossitten in Ostpreußen erhielt die Nachricht, daß in Addis Abeba ein Storch gefangen wurde, der eine Beringung der Vogelwarte an seinem Bein trug. Es war Storch Nummer 58 078, der auf diese Weise fundiert wurde, wo er seinen Winteraufenthalt genommen hatte. Zahlreiche seiner Artgenossen lassen es sich jedoch nicht an Abessinien genügen, sondern gehen bis an den Äquator hinunter, ja sogar noch weiter südlich, bis nach Kapstadt, wo allerdings dann der Ozean ihrer Wanderung ein Ziel setzt.

Die letzten Nomaden Europas

Herbstbesuch in Lappland — Land der zwei Jahreszeiten

Nomaden — nicht im Sinne der Zigeuner, die durch alle Länder wandern, geflücht, aber heimisch, nein, wandernd nur auf eigenem Grund und Boden — das sind die Lappen.

Drei Staaten teilen sich völlerrechtlich in die Heimat dieses geheimnisvollen Volkes, der Lappheit Europas: Norwegen, Schweden und Rußland. Rund 15 000 Lappen leben unter norwegischer, 7000 unter schwedischer und 2500 unter russischer Herrschaft. Genau lassen sich diese Zahlen allerdings nicht festlegen, denn der schweifende Nomade achtet die Grenzen jener wüsten Gegenden nicht, in denen Grenzbeamte nur eine seltene Gastrolle spielen, und treibt seine Rentierherden, ungehindert von den Gesetzen des geordneten übrigen Europa, über die Hügel

Rußlands zu den Ebenen und Wäldern Schwedens bis zu den Gebirgen des nördlichen Norwegens, zur Küste des Atlantiks.

Die kleine Stadt Abisko an der schwedischen Grenze ist der beste Einreisepunkt nach Lappland. Noch aber ist der Reisende nicht imstande, ein Urteil über das Land und seine Bewohner zu fällen, denn was ihm hier entgegentritt, mit englischen Broden um sich wirft, das Nomadentum als Vertikum betreibt — das sind nicht die Lappen, die erst einige hundert Kilometer weiter im Innern anzutreffen sind. Diese Rentier der Grenze sind von der Zivilisation berührt und verborgene Lappen, die vielleicht auf „Völlerfahrungen“ durch Europa reisen durften, die zu Filmaufnahmen herangezogen wurden, die mit Forschern als Führer reisten, kurz die, die ihrem Leben als Nomaden — und das heißt einer viel größeren Regelmäßigkeit, als wir sie kennen — entzogen wurden und nun, sich „fortgeschritten“ vorkommend, weber dem einfachen Leben der Stammesangehörigen noch der Zivilisation zugehörig, als Rentier, Vagabunden und Gelegenheitsarbeiter verkommen.

Die Lappen aber, die man auf ihren geschlossenen Wanderungen mit ihren Herden beobachten kann, nötigen

BLICK IN DIE WELT

Der Mensch als Aktiengesellschaft.

Eine amerikanische Zeitung berichtet von dem sonderbaren Einfall eines armen chinesischen Studenten, der zu Gelde kommen wollte. Mister Duon, so nennt er sich, tat sich als Aktiengesellschaft auf und gab an acht Kapitalisten, die ihm Vertrauen schenken, Bestätigung an seine Arbeitskraft aus. Schon nach wenigen Monaten konnte er seinen Aktionären recht ansehnliche Dividenden zukommen lassen, und wenn er weiterhin Erfolg hat, er ist Ingenieur mit einem sehr erfindungsreichen Kopf, so hat er alle Aussicht, daß er ein recht gut gehandeltes Porzellanpapier werden kann...!

Polizei mit Lasso.

Die brasilianische Polizei ist zum Teil mit Lasso ausgerüstet worden, da vorher reichliche Klagen von der allzu schnellen Schließung der Polizeibeamten einliefen. Von der Anwendung des Lassos verpflichtet man sich ein wenig bittiges Vorgehen. Es ist nur nicht leicht, Schnellfische in dieser Kunst einzurichten, denn nicht allzuviel Polizisten beherrschen das Lasso werfen noch aus ihrer Jugendzeit her.

Abseht für Gerichtsakten?

Es ist eine ganz neue Idee, wichtige Dokumente auf feuerfestem Papier schreiben zu lassen. Aber man kann eine Sache auch überreiben. Als vor einiger Zeit bei einem Brande in Idaho (USA.) sämtliche Akten eines Gerichtsgebäudes durch das Feuer zerstört wurden, da fakte ein Bürger, dem durch Zerstörung einer Kaufurkunde großer Schaden zugefügt worden war, den Beschluß, eine Eingabe durchzubrennen, derzufolge im Staate Idaho nur feuerfestes Papier, am besten Abseht für die Gerichtsakten zu verwenden sei.

Sardinien und Sanctionen...

Die „Lucky Day“, die dieser Tage mit einem besonders reichen Gang an Sardinien nach England kam, mußte eine bittere Erfahrung machen — das Hauptabfahrland für Sardinien, Italien, kommt wegen der Sanctionen nicht mehr in Frage, und die ganze Fahrt war umsonst. Also warf man den ganzen Gang über Bord und ging zur Dorfschifferei über. Die Sardinien dieses Schiffes haben nichts mehr von der Änderung; aber die Heere der noch lebenden Sardinien können sich freuen.

Der namenlose Soldat.

Vello Belloni, Jongleur und Varieteatrobant an kleinen Wanderzirkussen des Balkans, ist in eine aufregende Verlegenheit gekommen. Er wurde zum Militär eingezogen, und es wurde zum erstenmal in seinem Leben notwendig, einen richtigen bürgerlichen Namen anzugeben. Wobei sich herausstellte, daß der junge Artist keine Ahnung hat, wie er eigentlich heißt. Im Kriege von einer russischen Mutter geboren, wurde er an herumziehende Zigeuner verkauft, kam in die Hände eines Kunststellers, wie es bei Artisten häufig ist. Nun bemühen sich die jugoslawischen Militärbehörden um den Namen ihres Petruken.

Rettenstation der Luft.

Die fliegende Rettungsstation, die dieser Tage in Grodno bei London eingestellt wurde, ist wohl die erste und einzige ihrer Art. Es handelt sich um ein Flugzeug von besonderer Schnelligkeit, das mit Medikamenten und Verbandmaterial ausgerüstet ist, von einem Arzt gesteuert wird und einen Sanitäter als Besatzung hat. Es wird Tag und Nacht dienstbereit gehalten, um bei einem Flugunglück sofort zu Hilfe eilen zu können.

Tenöre werden gemästet.

Ausflüsse über Verfassungsurachen und sogenannte endogene Fettigkeit gab kürzlich der Wiener Kliniker Prof.

Bauer, der dieses Problem in einem interessanten Vortrage berührte. In 275 Fällen, unter denen allein 90 mit über zwei Zentnern waren, war in nur 3,3 Prozent der Fälle eine Überfütterung und Trägheit der Grund der Korpuslenz. Die berufsmäßige Mästung betraf übrigens ausschließlich Brauer und Fleischer, nur zwei Patienten waren Opernsänger... Tenöre.

Musikalische Schlangen.

Ein Zetter des Londoner Aquariums, der endlich die Fabel von den musikalischen Schlangen aus der Welt schaffen wollte, veranstaltete ein Konzert vor dem Schlangensaal mit seinen zahlreichen Tinseln. Kein einziges der Reptile rihrte sich bei den Klängen der Tänge und Märsche. Weber Klavier noch Orchester, weder Gesang, Flöte oder Geige konnten einen Eindruck auf die Tiere machen, so daß die geladenen Gäste, die gespannt die Köpfe reckten, endlich die Mästen zuckend den Einfluß der Musik auf die Schlangen als ein Märchen zugestanden.

Der Segen der falschen Verbindungen.

Eine Warschauer Zeitung machte es sich zur Aufgabe, festzustellen, ob nicht durch die falsche Verbindung auf dem Telefonamt manche richtige Verbindung hergestellt würde. Und dabei fand man heraus, daß in einem Jahre 250 Ehen in Warschau durch das Telefonamt und seine „falschen“ Verbindungen geschlossen wurden.

Nicht der Bettler, der Spender wird bestraft.

Um dem Bettlerumwesen zu steuern, unternahm das neue Spanien schon manchen Versuch; aber bisher blieb jedes Verbot ohne große Wirksamkeit. Nun versucht man es mit einem neuen Mittel. Man bestraft nicht mehr den Bettler, sondern man wird den Spender, wenn man ihn erwischt, zu einer sofort zahlbaren Geldstrafe herangezogen, die dem öffentlichen Wohlfahrtsfonds zugeführt wird.

Rüde für die Olympiade.

Die Vorbereitungen für die Olympiade ergreifen alle Gebiete und alle Verufe. Nun sind es auch schon die Rüde, die sich zu den Spielen vorbereiten. Nicht, um Wettkämpfe zu veranstalten — sie vertreten ja auch keinen Sport, sondern eine Kunst —, aber um die Wettkämpfer zu stärken. Sie sollen nämlich hier ihre heimatische Rüde nicht vermissen, und zu diesem Zweck bereitet man in Frankfurt a. M. die Durchführung eines Sonderlehrganges für fremde Nationalitäten vor. In einem vierwöchigen Kursus werden die Rüde hier Alotto, Fricco, Pillaw, Siew, Minepie, Tortillos und andere Ledereien Italiens, Spaniens, der Türkei, Englands, Amerikas, Mexikos und noch vieler anderer Länder herstellen lernen.

Die Frau der zehntausend Ehen.

In einem kleinen italienischen Dörfchen starb eine achtzigjährige Greisin, die, wie wohl kaum eine andere, in die Geschichte der Menschen eingegriffen hat. Denn während ihres langen Lebens hat sie nicht weniger als 10 000 Ehen geknüpft. Schon als ganz junge Frau begann sie mit der Tätigkeit, für die sie ebensoviel Talent wie Freude daran hatte.

Wahlmüde.

Nachdem die Bewohner von Santa Barbara (Kalifornien) sich binnen zweier Monate ihre Väterverwaltung, ihren Sheriff, ihren Bürgermeister, den Ort ihres Flugplatzes, die Schönheitskönigin und den Schulrat gewählt hatten, waren sie anscheinend wahlmüde geworden, denn als sie nun zur Wahl ihres Seelforgers schreiten sollten, melierten sich zur Abstimmung nur ein Adel der erwählten Wähler, und die Stadtverwaltung mußte die Ernennung aus Mangel an Beteiligung der Gemeinde selbst vornehmen.



Zeichnung: Krusch

auch dem verwöhntesten Zivilisierten Respekt ab. Streng, Gehehe ordnen die Fahrten, ihr Gemeinleben, die Familie. Zum Unterhalt der meist großen Familie sind große Herden erforderlich. Wer weniger als hundert Rentiere besitzt, gilt als arm, verliert damit seine Selbstständigkeit und muß sich einem Reicherer als Diener anschließen. Bis zum heutigen Tage haben die Lappen ihre Eigenart bewahrt und leben nicht anders als die Vorfahren vor 1000 Jahren. Sie wirtschaften völlig intensiv, kaufen nichts, verkaufen nichts. Wenn sie sich ihren Lieblingsgenuss, den Tabak, verschaffen wollen, dann allerdings überlassen sie den umherziehenden Händlern Fleisch, Leder, Gewebe oder sonstige Produkte ihrer Herden.

Nur zwei Jahreszeiten kennt der Lappe: Auf den herrlichen kurzen Sommer folgt unmittelbar der Winter. Das Zeit wird abgetrocknet, der Lappe wandert aus seinen geliebten Bergen zur Ebene nieder, baut eine Winterhütte aus Erde und Rasen und macht sich aufs Einschnellen gefast. Diese langen, kürmlichen Winternächte — denn nur für wenige Minuten wird es mittags hell — erhalten trotz allem Christentum den düsteren Fetiischglauben der Lappen. Ihre magischen Zaubereien, ihre Medizinmänner, ihre mannigfachen geheimnisvollen Aberglauben und ihre nicht zu leugnenden okkultischen Kräfte erklären sich aus der düsteren, zum Grubeln zwinrenden Schwermut der Landschaft. Opfer werden bei jeder Gelegenheit gebracht, vor allem beim Heiraten, das nach vorherigem Brautlauf stattfindet. Ehecheidung gibt es nicht.

Ihrer Rasse und Sprache nach gehören die Lappen zur finnisch-ugrischen Völlerfamilie und zeigen stark mongolischen Einschlag, der in ihrer gelblichen Haut, ihrem blauschwarzen straffen Haar, kleinen, zierlichen Körperbau, ihren schiefen Augen, ihrer platten Nase und ihrem spitzen Kinn deutlich zum Ausdruck kommt.

Geschichten vom Spieltisch

Wenn König Ludwig XV. von Frankreich sich beim Kartenspiel befand, vergaß er seine Umwelt vollkommen. Eines Tages, als mit besonders hohen Einsätzen gespielt wurde, fand einer der Mitspieler infolge der Erregung, das Spielfeld in den Adern, lauslos vom Schläge getroffen in seinen Sessel zurück. Der König dachte gar nicht daran, sich dieserhalb irgendwie im Spiel fügen zu lassen, bis endlich ein Lausai mit erhobener Stimme rief: „Monsieur Chauvelin ist krank geworden.“ Ludwig warf einen gleichgültigen, kurzen Blick auf die zusammengekauerte Gestalt ihm gegenüber und sagte: „Krank geworden? Er scheint mir tot zu sein. Lassen Sie ihn hinaustragen, aber schnell, schnell. Pique ist Trumpf, meine Herren!“

Als der englische Arzt Losby eine sterbende Gräfin auf den Tod vorbereiten wollte, rief diese, als leidenschaftliche Spielerin bekannte Dame: „Genug davon, Herr Doktor, seien Sie nicht so langweilig und lassen Sie uns lieber noch eine Partie machen!“ Der Arzt erfüllte der Todgeweihten den Wunsch und spielte mit ihr, die ihm seine ganze Barockhaft abnahm. Als er ihr den Gewinn überreichte, lächelte sie noch einmal und fand dann tot in ihre Kissen zurück.

Ein englischer Botschafter in Paris begab sich eines Tages nach Paris, um mit seinem Freunde Graham einige Robber Whist zu spielen. Um 4 Uhr hatte er den Wagen befohlen, aber als derselbe anlangte, war er so in sein Spiel vertieft, daß niemand wagte, ihn zu fassen. Um 10 Uhr schickte er einen Diener hinaus und ließ sagen, daß er noch nicht fertig sei; man möge die Pferde noch einmal wechseln. Sechs Stunden später kam die gleiche Botschaft heraus, und noch zweimal wurden die Pferde gewechselt, ehe er sich mit einem Gewinn von zweitausend Mark bereisfinden ließ, aufzuheben.

„Was siehst du denn so griesgrämig aus?“ fragt MacGregor. „Du hast doch erst heute das Große Los mit hunderttausend Pfund gewonnen!“ — „Ja“, gibt MacDonald zu, „aber ich hatte zwei Lose zu je sechs Pence genommen — und nun kann ich mich schuldig ärgern, daß ich das Geld für das zweite nicht gespart habe!“

Schauspieler (pathetisch): „Mit mir geht's zu Ende. Ich steh' bis über die Ohren in Schulden. Nur ein Schuß kann mir noch helfen!“ — Direktor: „Was, ein Schuß? Sie wollen sich erschießen?“ — Schauspieler: „Das weniger, aber einen Vorstoß will ich!“

Das jungverheiratete Paar kauft Tapeten. Wenn Sie eine Neubauswohnung nehmen, empfehle ich Ihnen diese“, meint der Verkäufer. „das gestreifte Muster macht den Raum höher!“ — „Ach ja, Artur“, bittet das Fräulein, „die wollen wir nehmen. Dann können wir vielleicht doch noch unser hohes Bücherregal aufstellen!“

Schachaufgabe

Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung: 12 Figuren.

Weiß: König f1, Dame g3, Turm c5, Läufer h8, Bauer e2, g4.

Schwarz: König e4, Dame f7, Turm d8, Läufer a1, Bauer d3, f2.

Wie schnell fährt der Zug?

In einem Eisenbahnabteil saßen zwei Reisende, und zwar hatten sie die Plätze an der Tür zum Gang eingenommen, so daß keiner zum Fenster hinaussehen konnte. Ihre Unterhaltung drehte sich um die Geschwindigkeit der Züge im allgemeinen und im besonderen des eigenen Zuges. Der eine Herr meinte im Verlauf des Gesprächs: „Ich kann Ihnen sagen, mit welcher Geschwindigkeit dieser Zug fährt.“ „Natürlich, Sie werden die Kilometersteine stoppen“, war die Antwort. „Nein, ich werde die Kilometersteine überhaupt nicht sehen.“ Er

Lustige Seitensprünge



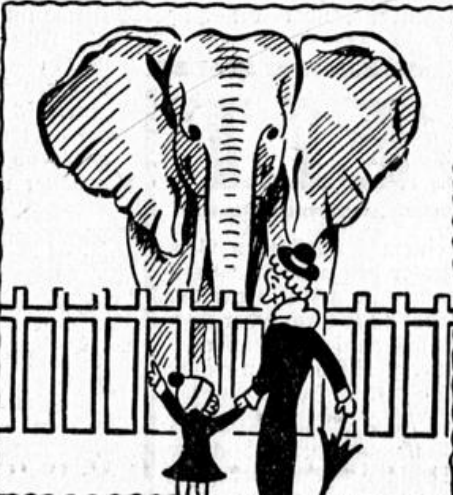
Beim Großwildjäger zu Hause: „Wenn Sie den Kopf sehen wollen, müssen wir ein Stodwert höher gehen.“



Der Paddler im Winter.



„Wie sich die Leute umdrehen, wenn man mit solch einem Hasehund spazieren geht!“



„Mutti, glaubst du, daß der sich auch jeden Morgen die Ohren waschen muß?“



„Innerhalb, wozu kommt du um diese Zeit nach Hause?“ — „Zum Frühstück, Fräulein!“

Handel.

Schotte: „Was kostet es, wenn Sie meine Frau in Öl malen?“

Malen: „Zwei Pfund.“

Schotte: „Und wenn ich nun das Öl dazu setze?“

Besser vorgefugt...

Mann: „Ich habe Karten für das Theater mitgebracht.“

Frau: „Das ist schön; da werde ich mich gleich anziehen.“

Mann: „Nicht so; fange immer damit an. Die Vorstellung ist morgen.“

zog die Uhr, nach zehn Sekunden meinte er: „Dieser Zug fährt mit 70 Kilometer Geschwindigkeit.“ Seine Angaben waren richtig. Wie hat er die Geschwindigkeit festgestellt?

Kreuzworträtsel.

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40

Die Wörter bedeuten:

a) Von links nach rechts: 1. Kleingeldstück, 5. Göttin, 9. russisches Gebirge, 10. Hochland in Vorderasien, 11. männlicher Name, 12. Nebenfluß der Elbe, 13. Schwimmvogel, 14. weiblicher Name, 17. Schmuckstück, 20. Nichtschadmann, 21. Himmelskörper, 22. Soldat, 23. weiblicher Name, 24. Buch der Bibel.

b) Von oben nach unten: 1. Maß, 2. Stadt in Rußland, 3. italienische Insel, 4. wie 12. waagrecht, 5. Sprenggeschloß, 6. Metall, 7. Stadt in Spanien, 8. Abfluß, 14. Wasserpflanze, 15. törichtes Mensch, 16. Universitätsstadt, 17. Vortag, 18. Teil des Auges, 19. Stadt in Thüringen.

Anagramm.

1. Frilasse, 2. Esmeralda, 3. Rosmarin, 4. Indianer, 5. Gientier, 6. Nietnagel.

Durch Umstellen der Buchstaben in den vorstehenden sechs Wörtern erhält man sechs Mädchennamen (Vor- und Zunamen), deren Inhaber als Wandervogel ins Gebirge zogen. Wie hießen sie? Welche Zeit sie benutzten, erzählt man, wenn man die Anfangsbuchstaben der obigen sechs Wörter richtig aneinanderreicht.

Silbenrätsel.

Aus den 24 Silben:

a — bronn — chod — da — dal — elf — es — ha — hell — se — se — mu — na — nus — o — pa — ra — ran — su — ta — ten — u — u — zwol

Sind neun Wörter zu bilden mit folgender Bedeutung:

1. Stadt in Schweden
 2. Inselgruppe
 3. Schlachtort in Böhmen
 4. Fluß in Schweden
 5. Zufluß des Vierwaldstätter Sees
 6. Himmelskörper
 7. Kanal
 8. Stadt in Holland
 9. Stadt in Württemberg
- Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter müssen zusammen mit den Endbuchstaben, in beiden Fällen von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Das Gespenst

Emil übernachtet auf einer Rheinreise in einem einsamen, unheimlichen Gasthause, aber Emil kennt keine Gespensterfurcht.

Mitten in der Nacht geht der Zinnober los.

Eine lange weiße Gestalt flattert im Zimmer umher, streckt Emil die Zunge aus und leuchtet, fetteraffend: „Susch, susch, ich bin ein Gespenst, du elender Wurm!“

„Gott sei Dank!“ sagt Emil da beruhigt. „Ich dachte schon, Sie kämen von der Steuer!“ Dreht sich rum und schnarcht weiter.

Stupps geht in ein Wäschegeschäft.

„Ich möchte ein Paar Unterhosen für den Sommer, bitte.“

„Lange?“ fragt die Verkäuferin.

„Wieso?“ fragt Stupps erstaunt, „ich will sie doch kaufen, nicht leihen!“

Fleischmeister Krause hat Familienzuwachs bekommen. „Vierzehnhalb kilo wiegt er!“ krächzt die Mutter.

„Mit oder ohne Knochen?“ fragt Krause zerstreut.

Wegen der Tagung sind alle Hotels überfüllt. Keine Badewanne mehr frei. Knief kriegt gerade noch ein Lager auf dem Billard.

„Sie hatten Zimmer Nr. ...?“ fragt der Geschäftsführer, als Knief zahlen will.

„Ich hatte kein Zimmer, ich mußte auf dem Billard schlafen!“ erklärt Knief.

„Billard? Ach ja, macht pro Stunde eine Mark!“

„Schrecklich, diese Zeiten!“

„Nanu, warum denn?“

„Hier Wochen arbeite ich daran, die Unterwelt eines Millionärs nachzumachen, und jetzt, wo ich es kann, macht der Herr Witte!“

„Finden Sie eigentlich, daß meine Tochter mir sehr ähnlich sieht?“

„Ach, gnädige Frau, das macht aber nichts, das verwechselt sich ja noch!“

Aus einem Befähigungsbericht.

Schulze ist ein ruhiger und bescheidener Mann; er lebt auch von seiner zweiten Frau getrennt.

Sonderbar.

„Erst wollte der Meister seine Frau vor Liebe fressen, später wurde er weniger gefräßig, und nun hat er sie doch im Magen.“

Herr: „Entschuldigen Sie, wohnt hier der Müller Müller?“

Portier: „Ja wohl.“

Herr: „Im ersten Stock, nicht wahr?“

Portier: „Nein, eine Olfade höher.“

In der Rot...

„Der verarmte Baron von Wicks wird der Schwiegerjohn des Holzhändlers Meier und tritt in dessen Geschäft ein.“

„Ja, von Stammbäumen allein läßt sich nicht leben, deshalb versucht er es jetzt mit Baumstämmen.“

Verzwickte Verwandschaft.

Gelegentlich einer Gesellschaft wird von der Hausherrin einem Besucher ein junger Mann vorgestellt. Wie es so üblich ist, verfährt der Besucher den Namen des Vorgesetzten nicht, der sich kurz darauf einer anderen Gruppe zuwendet. Er fragt der Hausfrau: „Verzeihung, wer war dieser Herr, ist er mit Ihnen verwandt?“ Die Dame antwortet: „Seine Mutter ist das einzige Kind meiner Mutter.“ Der Gast macht ein verwirrtes Gesicht. Wie ist das Verwandtschaftsverhältnis?

Auflösung aus voriger Nummer.

Lösung: Turm h8-d8.

Wenn Schwarz nun Kc4-d3 zieht, dann erfolgt durch Sd5-c3 matt. Bei anderen Zügen folgt Lb3-c2 matt.

Wortbaustein:

de-al, de-bat-te, al-te-na.

Unser Kreuzworträtsel.

a) Von links nach rechts: 1. Quintaner, 9. Ulme, 10. Milo, 11. Amme, 12. Belt, 13. Reer, 14. Etat, 15. Teil, 19. Mohr, 22. Argos, 23. Arab, 24. Eber, 25. Alma, 26. Telegamm, — b) Von oben nach unten: 1. Qualitat, 2. Ulme, 3. Jume, 4. Keer, 5. Ambe, 6. Riet, 7. Eila, 8. Noterdam, 16. Erde, 17. Jael, 18. Vore, 19. Maar, 20. Orla, 21. Hamm.

Steigerungsrätsel:

1. Schrot — Schöber, 2. Mal — Maler, 3. Schlacht — Schlächter.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 2. Eidon, 6. General, 3. Bonn, 9. Riel, 10. Ale, 11. Rur, 12. Rega, 14. Rete, 15. Kartoffel, 17. Leute — Von oben nach unten: 1. Ede, 2. General, 3. Ann, 4. Orb, 5. Kartoffel, 6. Golem, 7. Leute, 8. Bar, 13. Ale, 14. Rot, 16. Rum, 18. Tre.